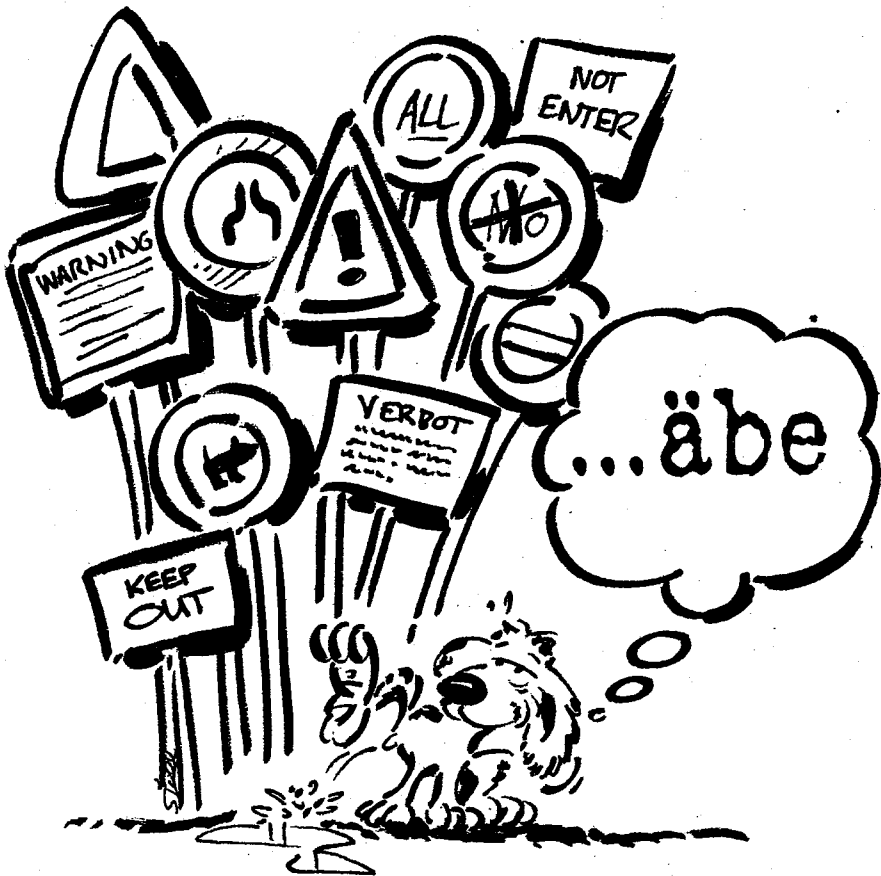


So ischs Läbe,...



Eine Ferienlektüre mit 30 Geschichten,
die nur das Leben schreiben kann...

Voilà. Habe ich also – wieder einmal – eine Behauptung nicht eingehalten. Sie erinnern sich: Letzten Sommer habe ich geschrieben, dass es 1997 «mit Sicherheit» keine neue Ferienlektüre mit Kurzgeschichten geben wird. **«So ischs Läbe, äbe»** beweist nun das Gegenteil.

Eine Frau ist an dieser Falschaussage schuld (...), indirekt zumindest. Ursula Reinhard aus Bern hat der Migros Bern vor ungefähr einem Jahr einen derart ungewöhnlichen Kundenbrief geschrieben – just diese Story können Sie auf Seite 34 lesen –, dass es ein Fopa gewesen wäre, sie nicht zu fragen, ob sie nicht Lust hätte, mit mir zusammen eben doch eine 97er-Lektüre zu schreiben. Sie hatte. Zum Glück.

So ischs Läbe, äbe.

Unsere Kurzgeschichten erscheinen in (un)regelmässigen Abständen in der «Aemme-Zytig» Burgdorf, der «Grauholz-Post» Schönbühl, der «Neuen Oberaargauer Zeitung NOZ» Langenthal, der «WOCHE» Thun sowie in der Berner Regionalausgabe des «Brückenbauer».

Thomas Bornhauser

«So ischs Läbe, äbe»[©]

Eine Ferienlektüre mit 30 Geschichten, die nur das Leben schreiben kann...

«**So ischs Läbe, äbe**»[®] ist allen Zeitgenossen gewidmet, die gerne lachen. Auch, und insbesondere, über sich selber. Achtung! Es gibt davon viel weniger, als man vermuten könnte...

«**So ischs Läbe, äbe**»[®] ist eine Zusammenarbeit von
Thomas Bornhauser, Wohlen
(Texte Seiten 2 bis 29)
Ursula Reinhard, Bern
(Texte Seiten 30 bis 63)
Beat Sigel, Büren zum Hof (Karikaturen)
Rita Brodmann, «Aemme-Zytig»
Hans-Jürg Kleine, «Grauholz-Post»
Eduard Nacht, «Neue Oberaargauer
Zeitung NOZ»
Matthias Mast, «WOCHE»

Copyright bei den Autoren. «**So ischs Läbe, äbe**»[®] ist ein Feriengeschenk der erwähnten Zeitungen sowie der Migros Bern an ihre Genossenschafterinnen und Genossenschafter.

Auflage: 12 000 Exemplare.
Gedruckt auf 100% Recyclingpapier
bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

Wer schreitet so spät durch Nacht und Wind?

“ Die Ereignisse rund um das Shoppyland am 2. Dezember 1996 haben dazu geführt, dass wir unsere Sicherheitsmassnahmen massiv verstärkt haben. Ohne Ihnen zuviel zu verraten: Dazu gehört auch, dass einige Leute rund um die Uhr erreichbar sein müssen, so zum Beispiel unsere Sicherheitschefs Anton Gäumann und Reto Sopranetti. Auch meine Wenigkeit, als Presse(ver)sprecher der Migros Bern, gehört dazu. Für mich hiess das, dass ich am ersten Dezember-Weekend 1996 erstmals mit einem Natel unterwegs war. In Vercorin. Zum Glück wissen Journalisten albens nicht, wo genau sie Medienreferenten (wie unsere Berufszunft in Deutschland würdevoll genannt wird) via Natel erreichen... ”

Letzte Abfahrt, ungefähr 16:15 Uhr. Kurz vor der Mittelstation, als ich gerade zum royalen, carvingmässigen Rechtsschwung ansetzen will, piepst es unüberhörbar auf Herzhöhe. Der erste Natelanruf meines Lebens. Noch während des Abschwingens hört der Anrufer das Passwort: «Bornhauser.» Es ist Toni Gäumann, mit News: «Im Zentrum Oberland steht ein einsamer Koffer, die Polizei ist vor Ort.» Das Gespräch dauert 30 Sekunden, danach schliesse ich zur Familie auf, Höhe Mittelstation. «Der junge Mann, dort, hat gefragt, ob er sich uns anschliessen kann, bis zur Talstation, er kennt die Piste nicht so gut» empfängt mich Monika und zeigt mit dem Skistock auf einen schätzungsweise Dreizehn-

jährigen. Von mir aus. «Wie fährst du Ski?» will ich von ihm en français wissen. «Très bien», antwortet der Jüngling, sehr gut. Wie wir losfahren, gesellt sich ein weiterer Fremdling dazu, wenn auch im Stemmbogenstil. «Wir gehören zusammen» meint Très Bien. Es ist klar: Sein Kollege fährt weniger gut, moins bien. Nun, irgendwie werden wir das schon bis zur Talstation schaffen.

Mit Ausnahme Ihres Realsatirikers fährt Familie Bo (Monika, Claudia, Patrick – die beiden letztgenannten sind zehn resp. sieben Jahre alt) mit Très Bien – richtig heisst er Gouda; albanischer Abstammung – voraus, Borni und Moins Bien folgen mit grösserem Abstand. Dummerweise verfahren wir uns. «Macht nichts», muntere ich Moins Bien auf, «wir müssen lediglich 100 Meter zurück, dann sind wir wieder richtig.» Ich steige von den Skis, klemme sie zusammen, lege sie über die Schulter und stapfe hinauf. Oben angelangt, drehe ich mich zu meinem Begleiter um. Nur... Moins Bien ist nicht da, also renne ich zurück. Er steht noch immer am Ausgangsort, gesichert auf seinen Skis. «Was ist, willst du nicht mitkommen?» – «Ich habe noch nie Skis den Berg hinaufgetragen.» – «Wie bitte????» – «Ich kann nicht laufen, mit den Skis in der Hand.» Ich helfe Moins Bien aus den Bindungen und spiele Grautier. «Los, jetzt.» Im zweiten Anlauf klappt es.

«Schau, jetzt fahren wir diesen Hügel hinter, mit Schuss, damit wir mühelos die Gegensteigung hochkommen» bekommt er fünf Minuten später erklärt. «Ich zeige dir, wie das geht.» Gesagt,

getan. Von der Gegenseite winke ich Moins Bien zu: «Allez-hopp!» Er macht keinen Wank, lässt bloss lautstark verlauten «Je ne veux pas», er wolle nicht. Ich wähne mich nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. «Mach sofort, dass du runterkommst, Moins Bien, sonst setzt es was ab!» Nichts zu machen, er steht da wie eine Vogelscheuche. Also stapfe ich wieder hinauf, gepflegt fluchend. Ich packe Schönöwöpa mit der linken Hand am Kragen, und stosse ihn samt abgeschnallter Skis bergab, dann wieder bergauf. Es ist 16:55 Uhr, die Sonne bereits verschwunden. 'Auf der Ebene will ich Schönöwöpa gerade die Kutteln putzen, da piepst es. Barbara Weber von Radio extraBERN möchte eine Auskunft in Sachen Zentrum Oberland, eine kompetente dazu. Ich empfehle ihr Toni Gäumann als Gesprächspartner. Schönöwöpa ist in weiser Voraussicht abgefahren, geradezu auf eine Dreiergruppe mit Snowboards. Wie sich herausstellt, kennt er die Jugendlichen. Juhudihui! Ein kurzes Gespräch, dann ist alles klar: Ich brauche dem wartenden Très Bien an der Talstation bloss zu sagen, dass Moins Bien samt Kollegen nachkommt.

Auf dem Weg nach Hause nehme ich Regieanweisungen von Toni entgegen, stelle anschliessend die Skis in den Keller, ziehe Halbschuhe an und marschiere dann zur Gondelbahn. Auf dem inzwischen fast leeren Parkplatz



steht eine Gestalt unter einer Laterne: Gouda alias Très Bien. Ich erkläre dem Burschen, dass Schönöwöpa alias Moins Bien demnächst kommen wird. Wird er das tatsächlich? Und was, wenn die vier sich in der Dunkelheit verirren und erfrieren? Wie lebt es sich damit, vier Jugendliche auf dem Gewissen zu haben?

Der Vaterinstinkt steigt in mir hoch. Ich beschliesse, der Vierergruppe auf der Skipiste entgegenzulaufen, um ihr zu sagen, dass Buddha oder wer auch immer unten wartet. Die ersten 200 Meter marschieren sich prima, mit der Zeit beginne ich jedoch, mit jedem Schritt mehr einzusinken, zuerst knöchel-, dann knie-, zum Schluss hüfttief. Es piepst: Es ist Toni, mit weiteren Details. Aus der Finsternis sehe ich vier Jugendliche auf der Strasse in Richtung Télécabines marschieren. Merken Sie öppis? Und was tut Borni, allein im Walde, was? Weil er Schritt für Schritt tiefer einsinkt und deshalb unmöglich gehen kann, robbt er die nächsten paar Meter auf allen Vieren, bis ihm, weil ohne Handschuhe unterwegs (...), schier die Finger einfrieren. Sekunden später ruft nicht der Berg, sondern das Natel. Dieses Mal will Michael Steiner von extraBERN ein Statement von mir persönlich, weil Toni Gäumann angeblich besetzt ist. Am liebsten würde ich den Hörerinnen und Hörern von Radio extraBERN eine Melodie vorsingen, so im Stil von «Ein Männlein steht im Walde, ganz still und stumm»... Anyway, Steiner kriegt seine Auskunft, schliesslich ist man Profi.

Gegen 18:15 Uhr kehre ich nach Hause zurück, pflotschnass. «Aha, bist du also doch noch zu Jean-Pierre ins Café de la poste zum Apéro» meint Monika leicht herausfordernd. Hat man nun davon.

Eidütig: Dr Yeti redt u fluecht Bärndütsch

“Es gibt Momente in meinem Leben, da glaube ich nicht bloss, ich würde spinnen, da spinne ich wirklich. Kürzlich auch auf der Skipiste (heute hat das mit Schönöwöpa nichts zu tun). Bitte schön, nicht, dass das, was hier beschrieben wird, ungewöhnlich ist – wohl aber die Umstände. Unser Patrick, e richtige Luusbueb, befindet sich seit über sechs Jahren in einer schwierigen Phase. Will heissen: Gehorcht überhaupt nicht. Papa ist abwechslungsweise Blöd-, dann Buhmann. Aber in entscheidenden Situationen immer der Gutmütige.”

«Lueg sälber, wie z'Gang chunsch!» rufe ich unserem Herrn Sohn ein bisschen unüberlegt zu, wie er im Wald neben der steilen Skiliftspur steht, weil er vom/aus dem Lift gefallen ist. «s Mami het aber gseit, du söllsch mer hälfe...» Soso, hat sie. Ergo steige ich auch mitten im Niemandsland vom Tellerlift. Wie ungeschickt, achte ich mich nicht, dass die Stangen talwärts an dieser Stelle hier genau auf Kopfhöhe retour kommen. Volltreffer. Was Sie wissen müssen: Am Vortag hat es kräftig geschneit. Neuschnee noch und nöcher. Die Skiliftspur in der Direttissima können wir nicht hinunter, ohne dass wir die Bergwärtsfahrenden gefährden würden (aber das hat weniger mit Pädi zu tun).

«Weisch Pädi, mir schtinkt das. De ganz Tag folgsch nid, lachsch mi nume us, tuesch blöd, aber itz isch dr dumm Vater wider einisch guet gnueg, gäll!»

schnauze ich Junior an – bloss hilft das jetzt auch nicht weiter. Wir beschliessen, quer durch den frischverschnittenen Wald zu fahren, im Neu- und Tiefschnee. Patrick fährt voraus, mehr oder weniger problemlos. Sein Produzent, wahrlich kein schlechter Skifahrer, hinterher. Also ehrlich, mir soll keiner mehr daherkommen und behaupten, Skis liessen sich einen halben Meter unter der Schneedecke noch kontrollieren. (und schon gar nicht, dass man die Spitzen dank Rücklage rausdrücken kann). Anyway – bereits der erste Schräghang wird zum Fiasko. Nach zehn, fünfzehn Metern zielt der rechte Ski nach rechts, der linke nach links, der Rest fährt geradeaus. Wie blöd, irre ich in dieser wenig aussichtsreichen Situation direkt auf eine grosse Tanne zu. Ein paar Sekunden später fahre ich meine Arme als Stossdämpfer aus. Mit Erfolg. Es passiert wenig – bis auf die Tatsache, dass mich die Herren Salomon und Salomon mit dumpfem Doppelklick aus ihrer Verantwortung entlassen. Weil der Mensch, der Gravitation folgend, dazu neigt, eher hangab- denn -aufwärts zu fliegen, finde ich mich Sekundenbruchteile später drei Meter unterhalb besagter Tanne im Neuschnee. Dazu gibt es noch ein lausiges Detail zu erzählen: Meine Stöcke hat, weil ich auf dem Skilift Video-Landschaftsaufnahmen zu machen gedachte, meine geliebte Frau. Ich versichere Ihnen: Mein Fluchen muss quer durch das Val d'Anniviers zu hören sein. Verdammihueresiechnonemau!!!

Ich bin wahrlich nicht auf den Kopf gefallen, aber diese Situation ist aussichtslos. Mit jedem Schritt, den ich bergwärts mache, trete ich an Ort, Neuschnee bis

unter die Arme. Irgendwie schaffe ich es nach einigen Minuten zur Tanne. «Such, Borni!» würde man einem Hund befehlen. Links und rechts des Baums finden sich in 70 cm Tiefe zwei Skis. Immerhin. Und wie – ich frage Sie! – steigt man unter diesen Umständen hinein? Ich spiele Robbe, drehe mich mit den 110 Kilogramm an Ort, damit das Terrain auf zwei Quadratmetern gewalzt ist. Pädu ruft aus der Ferne «Geits, Papi?». Flu-

blieb und wie ein halbes Rind am Fleischhaken hängend schreiend wieder talwärts fuhr? (Ansonsten sind wir aber eine ganz normale Familie.)

Zurück zum Walross im Neuschnee: Borni kurz vor dem Durchdrehen. Nach fünf Minuten stehe ich endlich in den Skis, vollkommen erschöpft. Nicht einmal zwei Stunden Jogging (diese Feststellung nicht zur Selbstbeweihräucherung) schaffen mich dermassen. Nächster Versuch, zur Piste zu gelangen – an deren Rand Patrick zwischenzeitlich bereits steht... Ich lasse die Skis einfach laufen. Dummerweise habe ich eine Kante übersehen. Das heisst, die Kante an sich ginge ja noch, aber die vorerst unsichtbare Mulde unterhalb besagter Kante verheisst nichts Gutes. Um ehrlich zu sein, es lässt sich leicht ausrechnen (und nicht verhindern), was passieren wird: Fünf... vier... drei... zwei... eins, Mulde, schalldämpfender Doppelklick. Borni liegt wieder der Länge und Breite nach im Neuschnee. Schnee in

den Nasenlöchern, in den Ohren, in den Augen, die «Planet Hollywood»-Kappe irgendwo, die Sonnenbrille ebenso. Wäre nicht Patrick, sondern Schönöwöpa an meinem Unglück schuld (siehe Seiten 2/3), ich hätte kurzen Prozess gemacht und die Leiche kurzerhand unter den Schneemassen begraben. Aber äbe.

Weshalb kommt mir ausgerechnet in diesem Moment jene Szene in den Sinn, als Pädi einige Tage zuvor beim Abgang eines Tellerliffts mit dem Stock hängen-



My name is Bond. James Bond.

☞ Sie haben sie, ich habe sie. Lieblingswitz nämlich. Der Haken an der Sache: Ist gar nicht so einfach, sie entsprechend zu erzählen. Geradezu frustrierend wird die Sache dann, wenn man kurz vor der Pointe zu verstehen bekommt, dass der Witz allgemein bekannt ist. Haha, wie lustig. Versuchen Sie es mal mit diesem: 007 verirrt sich um die Weihnachtszeit im Wald. Plötzlich begegnet ihm ein kleines, unscheinbares Hutzelmännchen. Der Geheimagent im Dienste der Krone stellt sich vor: «My name is Bond. James Bond.» – «And my name is Li. Schmutz Li.» Wie bitte? Sie kannten den schon? Soso, wie schön für Sie. Versuchen wir es weiter. ☞

Boris Becker, in Monaco wohnhaft, ist auf dem Weg zum Training in Richtung Monte Carlo Sporting Club. Ein Unbekannter spricht ihn an: «Herr Becker?» – «Ja. Bitte?» – «Herr Becker, ich bewundere Sie schon seit Ihrem ersten Triumph in Wimbledon. Ich möchte gerne einmal einen Match gegen Sie spielen.» Boris erklärt dem Mann, weshalb das unmöglich ist, von wegen Verträgen, WTC-Turnierplan undsonstundsofort. «Ich biete Ihnen eine Million Dollar, cash.» Boris lehnt vorerst ab, kommt aber relativ rasch auf seinen Entscheid zurück, schliesslich ist eine Million steuerfrei ja auch nicht zu verachten, Erfahrungen des Peter Graf hin oder her. «Okay, gut, morgen früh um 07:00 im Sporting Club, ich trainiere sowieso.» Der Unbekannte

bedankt sich anständig, will noch wissen, ob halb acht auch genehm wäre. Es ist. Am nächsten Morgen taucht der Mann exakt um sieben Uhr auf. Kurze Begrüssung, eine unscheinbare schwarze Tasche wechselt den Besitzer. «Möchten Sie sich einspielen?» will Becker vom Mann wissen. «Nicht nötig, wir können gleich zur Sache gehen.» Beckers Vis-à-vis nimmt den Schläger in die linke Hand und fertigt die ehemalige Nummer 1 der Welt in 54 Minuten 6:2 6:0 ab. Beim Shakehands will der Deutsche wissen, wer sein Gegner ist. Jener spielt Angaben zu seiner Person herunter, erklärt BB, dass er einfach Freude am Tennisspielen hat. «Glauben Sie ernsthaft, ich würde diese Partie auf mir sitzen lassen? Hier haben Sie Ihre Tasche wieder, morgen um sieben will ich Revanche.» – «Macht es etwas, wenn ich erst gegen halb acht komme?» Boris Becker verneint, leicht säuerlich. 23 Stunden später: Punkt sieben Uhr ist der Mann auf dem Platz, nimmt den Schläger in die rechte Hand und schlägt Boris Becker nach nur 52 Minuten 6:1, 6:1. Becker ist ausser sich, fordert den Mann auf, sich zu erkennen zu geben. Doch der mag nicht. BB findet sich damit ab, will aber vom ungefähr 45jährigen wissen, warum er den Schläger mal in diese, dann wieder in die andere Hand nimmt und, vor allem, was es mit dem dummen Spruch «Darf es auch halb acht werden?» auf sich habe. Das heimliche Genie erklärt sich: «Wissen Sie, lieber Herr Becker, ich habe vor ungefähr einem halben Jahr geheiratet, eine um zwanzig Jahre jüngere Frau. Wie Sie selber gemerkt haben, bin ich Frühaufsteher, sie nicht. Wenn das hübsche Ding am Morgen früh noch auf

ihrer rechten Seite liegt, nehme ich den Schläger in die rechte Hand, wenn sie links liegt, in die linke; es ist, wenn Sie so wollen, Herr Becker, eine Art Aberglawe.» Boris Becker kommt sich ziemlich vera..... vor und motzt verärgert und ungeduldig etwas von «Soso, und das soll ich Ihnen glauben? Aber wenn schon, sagen Sie mir zum Schluss bitte nur noch eines: Was machen Sie, wenn Ihre Gattin am morgen auf dem Rücken liegt, was?» – «Dann, Herr Becker, dann wird es halb acht.»

Moderne Mengenlehre: Wenn sich in einem Raum drei Erwachsene aufhalten und von diesen dreien deren fünf hinausgehen, dann braucht es zwei, bis das Zimmer wieder leer ist.

Zwei Lords spielen Golf, irgendwo im Königreich, so wie sie das seit Jahrzehnten bereits tun. Eines ist heute aber anders: Der 76jährige, der sein Leben lang gegen seinen um drei Jahr älteren Partner immer verloren hat, liegt vor dem Schlussloch erstmals um zwei Schläge vorn; ein geradezu historisches Ereignis kündigt sich an. Just, als er auf dem Green steht und einlochen will, lässt er sich in seiner Konzentration stören: In ungefähr 200 Metern Entfernung ist ein Trauerzug zu sehen, vier Pferde ziehen eine Kutsche mit dem Sarg, dahinter eine grosse Trauergemeinde. Der Mann dreht sich

zum Trauerzug ab, legt seinen Schläger auf den Boden, zieht seine Mütze und schaut wortlos zu. Sein Bekannter ist überwältigt, zieht ebenfalls die Mütze und stellt sich neben seinen Golfpartner: «Siehst du, mein Lieber, das ist die feine englische Art, das macht uns Briten einzigartig auf der Welt. Jetzt, da du mich das erste und einzige Mal im Leben schlagen könntest, da zeigst du, wo die wahren Werte im Leben sind. Ich zolle dir für diese feine Art des Britishchseins meinen ganzen Respekt.» Der Angesprochene dreht seinen Kopf nur leicht zur Seite und flüstert: «Nun, schliesslich waren wir beide immerhin 47 Jahre lang glücklich verheiratet.»



«Herr Professor Römer, ans Telefon bitte!»

☞ Ist Ihnen auch schon aufgefallen, wie viele ganz, ganz wichtige Leute es in Ihrer unmittelbaren Umgebung gibt? Doch, doch, das ist so. Jede Woche kann man diese meist selbsternannten VIP's (Very Important Persons, schampar wichtige Leute) beispielsweise in den Klatschspalten der einschlägigen Presse beobachten, wenn sie dem Fotografen – und natürlich Ihnen! – lächelnd ihr Partyglas entgegenstrecken oder der Nation stolz zeigen, wie es sich, meist samt hübscher Partnerin, im Bett herrlich schläft oder im Schaumbad wunderbar Schämpis trinken lässt. Zumindest diese Promis haben gecheckt, worauf es im Leben wirklich ankommt. Wie bitte? Sie beneiden diese Leute, weil sie vierfarbig aus der illustren Illustrierten lächeln dürfen? Sie möchten auch mal ran? Nichts leichter als das. Hier Lektion 1 auf Ihrem Weg zum VIP. ☞

Wichtige Leute erhalten sehr viel Post, das ist wichtig für die Wichtigkeit. Nun unterscheiden wir hier zwischen Privatpost und Geschäftskorrespondenz. Für den privaten Briefkasten folgender Tip: In einer Nacht vom Freitag auf den Samstag stopfen Sie das Ding platschvoll mit jenen Couverts, die Sie in den letzten fünf, sechs Wochen sorgfältig gesammelt, wieder zugeklebt und aufbewahrt haben. Am Samstag morgen dann gehen Sie – rein zufälligerweise, versteht sich – ausgerechnet dann zum Briefkasten, wenn jene(r), der/dem Sie unbedingt

imponieren wollen, ebenfalls zum Kasten spaziert. Pfeifen Sie ruhig eine fröhliche Melodie, wenn Sie den Schlüssel reinstecken, das gibt Ihnen den Anstrich einer gewissen Lässigkeit («Don't worry, be happy» eignet sich dafür bestens).

Was glauben Sie, wird Ihr Nachbar denken, wenn er einzig und allein seine Tageszeitung aus dem Kasten nimmt, Sie hingegen den halben Boden mit Ihrer Samstagspost bedecken, obwohl an Samstagen nur A-Post vertragen wird! Ihr spontanes «Hört denn das nie auf, mit dieser Fan-Post?» soll Ihr Vis-à-vis, das Ihnen sicher beim Auflesen helfen wird, zusätzlich verwirren. Jede Wette: Sie/er wird Sie fragen, weshalb Sie soviel Post erhalten. Seien Sie also um eine gute Antwort nicht verlegen, zumal Sie sie vorher tagelang einstudieren können. Meine persönliche Meinung: Ein «Das ist eine lange Geschichte. Wollen wir nicht einmal vierzehn Tage lang tauschen?» wird Ihren Stern zusätzlich polieren.

Im Geschäft kommt es weniger auf die Quantität, denn auf die Qualität der Absender an. Viel Post erhalten viele, denken Sie nur an Ihren Werbechef. Um Ihren Aufwand jedoch im finanziellen Rahmen halten zu können – schliesslich können Sie sich ja kaum selber jeden Tag 50–60 Briefe zustellen –, empfiehlt es



sich, mit ungewöhnlichen Couverts auf sich aufmerksam zu machen. Ein «Vertraulich!» oder «Darf nur vom Empfänger persönlich geöffnet werden!» kann da nie schaden, auch wenn Sie das Ding am Vorabend selber mit verstellter Schrift angeschrieben und nachher express eingeworfen haben. Neugierig macht die Postfrau oder den Postmann (die dank der Postverteilung sehr vieles der Spur nach wissen und im allgemeinen extrem mitteilungsbedürftig sind) das Couvert eines ungewöhnlichen Absenders. Haben Sie schon mal Post vom Bundesgericht erhalten oder vom Vorsteher des Aussenministeriums, vom Präsidenten des Grasshoppers-Fussballclubs? Nein? Nichts leichter als das! Schreiben Sie «interessanten» Leuten oder Institutionen einen Brief. Inhalt egal, irgendeinen Quatsch halt. Und geben Sie als Absender Ihre Geschäftsadresse an. Wer Format hat – und diese Leute haben es! – der/die wird zurückschreiben. Mit offiziellem Briefumschlag. Alles klar?

Motivieren Sie Ihre Bürokolleginnen und -kollegen, Ihnen auf dem Weg zum wichtigen VIP zu helfen! Geht so: Wenn Sie mit einer oder einem zu Imponierenden am Telefon sind, zücken Sie eine von ungefähr zwanzig vorbereiteten Karten und zeigen sie ihrem Vis-à-vis. Dieses Vis-à-vis hat nichts anderes zu tun, als laut den Text zu lesen – und zwar so laut, dass es Ihr Gesprächspartner natürlich klar und deutlich mitbekommt. «Herr Römer, Paris ist am Telefon!» kann das beispielsweise sein, oder «Herr Römer, Ueli Schmezer vom Kassensturz ist dran, rufen Sie zurück?» oder «Herr Römer, Yehudi Menuhin fragt, ob Sie Zeit zum Mittagessen haben?». Ihrer Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Genial ist auch der versteckte Telefonknopf, wenn Sie mit einem Besucher an Ihrem Arbeitsplatz sprechen. Während Ihres Ge-

spraches drücken Sie unauffällig den besagten Knopf, damit Ihr Telefon läutet. Zuerst kommt ein höfliches «Entschuldigen Sie, bitte» an die Adresse Ihres Gesprächspartners, dann, nachdem Sie den Hörer abgenommen haben, das «Römer. Aha, Sie sind es, Herr Hayek. Nein, ich habe mich noch nicht entschieden. Können Sie in zehn Minuten nochmals anrufen, bitte?» Mit einer solchen Reaktion machen Sie nicht bloss sich selber, sondern automatisch auch Ihren Gesprächspartner zum VIP. Gutgemeinter Tip: Plöffen Sie in beiden Fällen nur mit noch lebenden Personen.

Sicher gehen Sie dann und wann auch auswärts essen. Eine Bitte: Lassen Sie Ihr Handy zu Hause, nur gescheiterte Möchtegern-Promis nehmen das ins Restaurant mit. Lassen Sie sich vielmehr von einem Kollegen während des Essens ausrufen: «Herr Professor Römer, ans Telefon bitte, Herr Professor Römer». Damit allen klar ist, dass Sie Herr Kollega Römer sind (oder wie Sie auch immer heissen mögen), stehen Sie auf und tupfen im Stehen noch schnell Ihren Mund mit der Serviette ab, damit alle sehen, dass Sie unerwartet unterbrochen wurden. Auf dem Weg zum Telefon fragen Sie den erstbesten Kellner gut hörbar nach demselbigen.

Halten Sie mich bitte über Ihre VIP-Fortschritte auf dem laufenden, damit wir zu Lektion 2 schreiten können. So, das wäre es bereits für heute – ich mache Schluss, schliesslich habe ich Henry A. Kissinger versprochen, ihn heute noch husch anzurufen.

PS: Gewusst, dass es in Weinfelden ein Thomas-Bornhauser-Schulhaus an der gleichnamigen Strasse gibt...? Mehr dazu in VIP-Lektion 8.

Zahnsparren-Halt in 8½ Sekunden

“ Sie erinnern sich (vielleicht nicht): Letztes Jahr habe ich Ihnen, erstmals in dieser Serie von Realsatiren, die Kurzgeschichte eines Bekannten über seine erste Bob-Fahrt in St. Moritz nacherzählt. Die Reaktionen aus der Leserschaft haben mich ermutigt, solches in Zukunft vermehrt zu tun, nicht zuletzt natürlich deshalb, weil sich meine Erlebnisse im Laufe der Jahre zu wiederholen beginnen und ich Ihnen nicht alten Wein in neuen Schläuchen präsentieren will (bin ja schliesslich kein Politiker). Heute also lesen Sie eine Story unserer Nachbarn, der Familie Bieri, die einen Grossteil ihrer Ferien, wie Familie Bo, in Vercorin verbringt. ”

Bieris sind eine Vierercrew: Vater Beat, Lehrer, Mutter Renate, Lehrerin, Silvano (14), Schüler, und Marino (10), enfant terrible. Auch sie reisen albens via «Genfersee-Autobahn» ins Wallis, machen oberhalb Montreux die grosse Kurve nach links. Meistens fahren sie die 183 Kilometer durch, ab und zu aber, wenn es überhaupt nicht pressiert und je nach Tageszeit, tafeln sie unterwegs. Wie auch in der heutigen Episode, lange nach der für uns normalen Mittagszeit. In Sion. Im Restaurant eines nicht genannt sein dürfenden Grossverteilers (Sie haben ja sicher Verständnis dafür, dass ich Ihnen, als Migros-Bern-Mann, nun wirklich nicht verraten möchte, dass Bieris bei Coop einkehren und dadurch noch Werbung für unsere Marktpartnerin mache).

Bieris sind nicht zum ersten Mal in besagtem Restaurant. Von früheren Besuchen her wissen sie ganz genau, was schmeckt: Das grosse Salatbuffet. Renate fährt auf die Meeresfrüchte ab, Beat bleibt allgemein, die beiden Buben ebenfalls, wobei bei ihnen immer zusätzlich, Familientradition, eine Portion Pommes frites dazukommt, mit Ketchup. Nach dem Essen werden die letzten 30 Minuten unter die Räder genommen, die letzten zehn Kilometer, ab Kirche Chalais, bergauf. Vier Minuten vor Vercorin sind drei kurze Tunnel zu durchfahren. Marino konversiert mit seinem Bruder. Und zwar so deutlich, dass es seiner Mutter Spanisch vorkommt: «Marino, wieso hesch du d'Zahnsparre nid dinne?» – «Uuw, Sch....., ig ha se im Restaurant vergässe.» Es ist Samstag, 15:10 Uhr.

Die unmittelbare Reaktion von Mutter Bieri ist dem Schreibenden nicht näher bekannt. Sicher ist jedoch, dass das zweite Auto mit Berner Kennzeichen, welches jeweils in Vercorin parkiert zu sehen ist, schnurstracks zur nächsten Telefonkabine fährt. Vater Bieri stürzt sich aufs Telefonbuch 9. Anruf ins Restaurant. «J'ai un problème. Attendez vite. Renate! Was heisst Zahnsparre uf Französisch?! Ecoutez, notre fils a oublié ce machin pour les dents chez vous.» Wie auch immer: irgendwie erweist sich der zweisprachige Dialog als kompatibel. Beat wird kundgetan, dass alle Plateaux – oder schreibt man neu Plato? – sofort abgeräumt und gereinigt werden. Will heissen: Marinos Zahnsparre dürfte sich nach menschlichem Ermessen in einem

der grossen Kehrichtsäcke befinden. «Nous venons tout de suite» verkündet Beat. Das ist auch nötig, denn in 45 Minuten ist Ladenschluss. Und Ghüderabfuhr. «Itz aber los!» Bieris Auto, bei dem noch alle vier Türen offenstehen, wird wie ein Viererbob beim Start besprungen. In Erich-Schärer-Manier pilotiert Beat seinen Schlitten zu Tal. Einzig mit dem Unterschied, dass Schärer selten bis nie Gegenverkehr hatte.

Nun gibt es zu besagtem Schlitten Wichtiges zu sagen, liebe Leserin, lieber Leser. Es handelt sich um einen schweren dunklen Mercedes, den Beat zu einem unglaublich günstigen Preis kaufen konnte, aber das sieht man dem Ding natürlich nicht an. Silvano kriegt unterwegs schier Vögel: «Mir git das fasch öppis! Itz fahre Bieris im Merz vor u gö go Ghüderseck dürrwüehle. Ehrlech, ohni mi!» Ein derart geniales Statement eines Teenagers regt die Fantasie jedes

Realsatirikers und Karikaturisten an. Stellen Sie sich vor: Wie bei einem Formel-1-Rennen stehen vor dem Coop-Restaurant Sion die Angestellten in feuerfester Montur mit schwarzen Säcken da und warten, bis der Fahrer mit quietschenden und rauchenden Reifen an die Boxe kommt. Wunderbar.

Fantasie bleibt Fantasie. Kaum fahren Bieris vor, werden sie auch schon von einer hilfreichen Seele begrüsst: «Wir haben Sie bereits erwartet und im Abfall gesucht. Die Zahnspange haben wir gefunden. La voilà.»

Übrigens: Zahnspange heisst en français «fissure» oder «appareil orthodontic» oder «appareil dentaire» oder «appareil pour régler les positions», je nachdem, welchen Zahnarzt Sie im zweisprachigen Biel gerade fragen. Weitere Varianten bleiben ausdrücklich vorbehalten.



Harry und Hasler gemeinsam auf... Ibiza*

☹️ *Ibiza hat sich, dem Massentourismus sei dank, einiges an Clichés bewahren können: Noch immer treffen sich hier, beispielsweise, die Spinner. Schon allein aus diesem Grund habe ich mich Ihnen gegenüber, liebe Leserinnen und Leser, verpflichtet gefühlt. Während unserer letzten Familienferien mit Bolla haben sich die beiden Familienoberhäupter vor zwei Wochen als «Harry und Hasler» einen Abend lang für Sie ins ausgeflippte Nachtleben gestürzt – und das mit ausdrücklicher und freundlicher Genehmigung beider Ehefrauen.* ☹️

Unser ursprünglicher Plan, mit offenem Lamborghini beim Jetset vorzufahren, scheiterte am Veto der Herren Soll & Haben. Das war, wie sich zeigte, auch nicht weiter schlimm, weil unser Parkplatz ohnehin ausser Sichtweite der Schickeria war, so dass wir unseren Fiat Cinquecento (Kubik, nicht PS) ohne Aufsehen zu erregen in einem Seitengässchen abstellen konnten. Ansonsten aber sind Harry und Hasler perfekt für ihren grossen Auftritt geoutfittet: Eine der beiden Baseball-Mützen ist mit der Aufschrift «Planet Hollywood, Atlanta» aufgewertet, eine andere mit «CNN World Headquarters, Atlanta». Am Handgelenk protzen echte Rolex-Imitationen, 6-Karat-Goldkettelis schmücken den Hals, Lacoste-Gürtel werten den Bauch auf, die American-Express-Karte, geschätzt in allen zwielichtigen Etablissements dieser Erde, sitzt locker in der 501-Phüdlitasche. Nur das Handy fehlt zur totalen

Show. Bereits am Nachmittag haben Mario und ich kräftig jenen Spruch geübt, den wir zu später Stunde in den Bars zum besten geben wollen: «Girls! Champagne! Cigars!»

Nach einem Grossen machen wir uns, vor Selbstbewusstsein nur so strotzend, auf den Weg zum Ort, wo sich die Schönen oder die Reichen treffen. Glücklicherweise, wer beides ist, so wie Harry und Hasler. Gleich eingangs des Vergnügungsviertels erhalten Harry und Hasler von zwei extrem Miniberockten (Typ «Ibiza-Spezial») zwei Karten für Gratisentritte in eine Mega-Disco geschenkt. Ob soviel humanitärer Nächstenliebe, noch mehr aber von den wahnsinnig schönen und langen Beinen beeindruckt, übersehen unsere beiden Beaus beim Zurückschauen eine quer über die Strasse gespannte Kette – und schon liegen Dick & Doof flach auf dem Boden, spontan lachend zwar, aber mit schmerzenden Schienbeinen. Zum Ort des Geschehens: Kolumbus (jener mit dem Ei) mag seinerzeit vielleicht die Neue Welt entdeckt haben, San Antonio aber liegt heute fest im Griff der Nachkommen, von Nelson und Guinness. Harry und Hasler glauben sich in Soho: Pubs noch und noch, Fish & Chips ebenfalls, gespoken wird hier ausschliesslich English, letzteres in der Version für jedermann.

Sie sind schon ein eigenes Inselvölkchen, diese Briten, vor allem dann, wenn sie im Rudel aufkreuzen. Einer, mit Nike-Schuhen an den Füßen, liegt regungslos quer über einem Tisch. Ihnen darf ich es ja verraten: Sein Zustand ist weder auf eine sportliche Höchstleistung noch auf

die falsche Schuhmarke zurückzuführen. Eine Landsfrau, vermutlich Your Drunkness, legt, kurz danach, beim Verlassen des Pubs, eine warme Pizza aufs Pflaster. In den gehobeneren Lokalen geht man schon eher zur Saché. Schön sitzt auf Reich, Reich schmust mit Schön, Schön zwinkert Schön zu, Reich Reich.



Von einer Königin der Nacht, bei der selbst bei schummrigen Licht ersichtlich ist, dass die leide Lady ihren Zenit seit Jahren schon hinter sich hat, meint Harry: «Die möchte ich mal ungeschminkt sehen, bei Tageslicht.» Kollega Hasler kontert sec: «ich nicht.» Plötzlich schwankt einer daher, der Harry und Hasler in Personalunion auf sich vereinigen könnte, er reagiert allerdings weder auf unser lautstarkes «Harry!» noch auf «Hasler!». In einer In-In-Disco tanzen Dutzende von «Blümchen»-Ähnlichen (Sie sehen, ich bin durchaus aufdatiert) um die Wette. Zwanzig oder weniger müsste man nochmals sein; Rolex und Lacoste und CNN und 501 und Timberlands verpuffen bei den Girls wirkungslos. Teenies zu Teenies, Oldies zu Oldies, Grufties zu Grufties, Komposties zu Komposties. Harrys zu Haslers.

Zu fast jeder Schandtät wären Harry und Hasler bereit – ausser für eine Schlägerei (aus Angst, den kürzeren zu ziehen). Zu einer ebensolchen kommt es jedoch beinahe, als sich die beiden Helden kurze Zeit später abseits des «West End» in

einer richtigen spanischen Bodega und einem richtigen spanischen Glas gefüllt mit richtigem spanischen Rioja bei einem richtigen spanischen Kellner, der in einer richtigen spanischen Sportzeitung blättert, nach der wenig spanisch anmutenden Schlussrangliste der Vuelta erkundigen. «Zulle, Rominger, Dufo» antwortet der Mann leicht gereizt. Harry und Hasler geben sich als stolze Suizas zu erkennen. «Und Indurain?» will Hasler übermütig wissen, wohlwissend, dass der fünffache Tour-Sieger seinen Balisto-Riegel längst aufgeworfen hat. Der Kellner antwortet mutz etwas von «Abondar» und schwärmt umgehend von Olano. «E Italiano!» zündet Hasler. Die Situation spitzt sich dramatisch zu. Mit einem kollegialen «Chum itz, mir gö!», einem fluchtartigen «Adios!» und grosszügigem Trinkgeld gelingt es den beiden tapferen Eidgenossen, sich der spanischen Selbstjustiz zu entziehen. Olé!

*Ibiza ist eine Insel im Mittelmeer, kein Frauenname.

Schadenfreude ist die grösste Freude

«Mir macht es immer wieder Spass, wenn ich bei jemandem das Schreibtalent für Satiren oder Realisatiren finde, nicht bloss bei Ursula Reinhard. Auch Kurt Marthaler, Informatik-Mann bei der Migros Bern, hat da so seine verborgenen Fähigkeiten. Kürzlich überraschte er mit einem Beitrag für unsere wöchentlich erscheinende Personalzeitung, für die M-INFO. Beim Lesen merkte ich dann aber rasch, dass... Nun, lesen Sie selber. Das Ganze steht unter dem Motto: Wer austellt wie ein Weltmeister, muss auch wie ein Weltmeister einstecken können...»

«Hallo! Ich bin Nobo, ein elektronisches Notizbuch (Englisch: Notebook). Ich bin ein kleiner, aber äusserst leistungsfähiger Computer, der es mit manchem grösseren Exemplar, das so auf den Bürotischen herumprotzt, aufnehmen kann. Zur Welt gekommen bin ich im Jahre 1993 und zwar auf allen Kontinenten dieser Erde gleichzeitig. Wie jeder Neuankömmling war ich gespannt, wohin es mich verschlagen wird. Würde ich das ganz grosse Los ziehen und auf dem Schoss einer jungen, hübschen, Minijupe tragenden Dame landen? Darf ich mit einem international tätigen Manager durch die Kontinente jetten? Je länger ich aber im Gestell blieb, desto mehr machte ich mir auch Gedanken über andere Möglichkeiten. Würde ich bei einem jähzornigen Anfänger landen oder gar bei einem nimmersatten «Computer-Freak»? Wie das Leben manchmal so

grausam spielt, wurden alle meine schlimmsten Alpträume bei weitem übertroffen. Ich landete in der Migros Bern, beim Borni Thomhauser (richtiger Name leicht geändert. Der Autor). An sich noch eine sympathische Erscheinung, aber ein Computeranfänger, wie er in keinem Buche steht.



Was dieser allein schon in der ersten Woche mit mir anstellt, das geht auf gar keine Kuhhaut mehr. Zuerst versucht er vergeblich, eine Diskette in meinen Schlitz einzuführen, was ihm aber deshalb nicht gelingt, weil er die Plastikabdeckung vorher nicht entfernt hat. Mir kommt sein Vorgehen ungefähr so vor, als könne man mit einem intakten, über den Kopf gezogenen Strumpf problemlos essen. Kaum hat ihm Willi Lüdi erklärt, wie die elektronische Post funktioniert,

bestellt er, Borni, auch schon Heizöl bei einem Computerlieferanten. Als ob jeder, der einen Löl beliefert (äxgüsi, aber es reimt sich so schön), auch Öl im Sortiment hätte. Es dauert nicht lange und schon muss ich zum ersten Mal in die Intensivstation (sprich Informatik) zur Reparatur. Wie das so üblich ist, werden bei dieser Gelegenheit alle Leichen aus dem Keller geholt (will heissen: Unnötiges gelöscht). Das gibt in der Regel nie Probleme, aber eben, bei Borni ist immer alles anders. Wer rechnet denn schon ernsthaft damit, dass einer alle seine Dokumente (!!) nicht im elektronischen Ordner, sondern im elektronischen Papierkorb ablegt (mit dem Ergebnis, dass sein «Archiv» rübis und stübis gelöscht wurde). Als ob die Putzfrau Abend für Abend den Aktenschrank und nicht den Papierkorb leeren würde... Übrigens sprechen die netten und hilfreichen Leute aus der Intensivstation von mir nicht als «Laptop», sondern als «Schlepptop», weil ich so strapaziert aussehe, als ob mich mein Besitzer an einer Leine nach sich schleppen würde. Ich aber habe gelernt, mich zu wehren. So verweigere ich teilweise meinen Dienst. Das geht so, dass ich den Borni den mühsam eingetippten Text nicht mehr auf die Festplatte abspeichern lasse. Oder ich täusche das Ende meiner Batterie vor. In solchen Momenten – zum Beispiel im Eisenbahnabteil vor Publikum – ist Borni besonders amüsant, zwar nicht als Person (dä cha de flueche, innerlech), sondern zum Beobachten. Ob Sie es glauben oder nicht: Bei der Kadertagung, vor ungefähr zwei Monaten, lag / sass Live-Berichterstatter Borni plötzlich, von den Anwesenden allerdings leider unbeobachtet, auf dem Galerieboden des Gemeindezentrums Schönbühl, weil ich ihm nur mit festem Boden unter meinen Füßen ein Abspeichern erlaubte, nicht aber auf seinem Schoss. Und ein

Tischli war weit und breit keines zu sehen.

Meines Meisters Verhältnis zu Computern hat sich in der Firma rumgesprochen. Wenn jemand eine neue Anweisung formulieren oder ein neues Computerprogramm testen will, so wählt er Borni als Testperson aus. Dabei gilt das Motto «Wenn Borni es begreift, werden es alle anderen auch begreifen». Ein Beispiel: Die Kolleginnen meines Masters, Lilian Schlatter und Barbara Siegenthaler, konnten Borni überzeugen, dass er einen Internet-Zugriff braucht. Nur damit stünden ihm alle Informationen dieser Welt zur Verfügung. Die Geschäftsleitung hat sogar einen entsprechenden Antrag gutgeheissen und ein nicht genannt sein wollendes Geschäftsleitungsmitglied hat, mit einem süffisanten Grinsen im Gesicht, der Informatik den Vollzug delegiert. Selbst der Schreibende stellt sich nun mit leichtem Grauen vor, wie Walt-Disney-Fan Borni sich mit WWW, URL, Hyperlink, Browser, Java, CGI, HTML oder Webserver herumschlägt. Aber eben, die Sache muss man auch positiv sehen, denn bis Ende 1997 werden alle PC-Benützer der Migros Bern einen Browser haben, um im Intranet herumtoben zu können – und um Erfahrungen zu sammeln, brauchen wir eine Testperson...

Good news: Demnächst wird mein Leiden ein Ende haben. Ich soll gleich von zwei (!) Computern der neuesten Generation abgelöst werden. Einer davon soll meines Meisters Surfgelüste im Geschäft befriedigen, der andere wird sein treuer Reisebegleiter sein. Mein Mitleid ist den beiden gewiss. Was aber passiert mit mir? Unter uns: Es kann nur besser werden.»

111... 111... 111... 111... 111...

“ Stimmt. Ich bin tatsächlich subjektiv, wenn ich über den gelben Riesen berichte. Nur: Meine Vorurteile dem Monopolbetrieb gegenüber werden mit schöner Regelmässigkeit bestätigt. Oder finden Sie es öpfe in Ordnung, wenn die Post, nach Angaben des eigenen pöstlichen Statistikbüros, jedes Jahr ungefähr 20 Millionen A-Briefe nicht in der von den PTT selber (!) versprochenen Frist ausliefert und für diese nicht erbrachte Dienstleistung nicht, wie es sich gehören würde, von Moritz Leuenberger eines auf die Finger kriegt, sondern... Millionen kassiert? Aber lassen wir das – ich bin offenbar der einzige in diesem Land, der sich darüber aufregen kann. Heute geht es nämlich um die ominöse 111. ”

Wenn man in Eigenregie Telefonnummern oder Adressen herausucht, spart man nicht bloss Geld, man schont, erfahrungsgemäss, auch die Leute beim 111, weil sie vielfach über(bei)lastet sind. Sagt uns beim Warten jedenfalls eine Tonbandstimme. Leider gibt es jedoch dunkle Momente im Leben eines jeden unter uns, in denen man nach dem Hörer greifen und die Einertaste dreimal drücken muss, schlechtes Gewissen hin oder her.

Da polyvenyl, arbeite ich meistens, wenn ich auf eine telefonische Verbindung warte, den Hörer zwischen linker Achsel und linkem Kieferbackenknochen eingeklemmt. Am anderen Ende läutet es. Und

läutet, und läutet, und läutet. Nichts zu machen. Neuer Anlauf, gleiches Resultat. Weil ein Hartnäckiger, wird einige Minuten später der dritte Versuch unternommen. Und siehe da, nach 14maligem Läuten spricht jemand mit mir. Live! Ich bin völlig überrumpelt. Wie immer, wenn man bei der 111 eine Adresse verlangt, wird automatisch die Telefonnummer genannt (aber das ist noch immer besser, als wenn man für eine 111er-Falschkunft Gebühren bezahlen muss). In Vor-



ahnung einer möglichen neuen Realsatire – dieser da, die Sie gerade lesen! – beschliesse ich, eine spontane Beanstandung auf die Lockere anzubringen: «Wer ist bei Ihnen eigentlich dafür verantwortlich, dass der Kunde derart lausig bedient wird?» wird eine unschuldige Telefonistin gefragt.

Besagte Unschuldige empfiehlt, die Chef-Teleoperatrice mit der Rückennummer 116 anzurufen. Diese verweist ihrerseits ohne langes Palaver an die 113, die Telecom PTT-Direktion. Die 113 wiederum lässt mit einem symbolischen Doppelpass die gesamte eigene Verteidigung leer laufen, so dass ich Sekundenbruchteile später mit einschussbarem Ball am Fuss wieder allein vor der 116 stehe. Da! Ein imaginärer Schiedsrichter pfeift mich zurück. Offside!

Nicht genug damit. Der Schiri rennt auf mich zu, baut sich wie ein Gockel auf, schaut mir tief in die Augen, sucht mit den Fingern nach etwas in seiner Brusttasche und zückt emotionslos die gelbe Karte. Zwar will er nicht die Rücken-, sehr wohl aber meine Telefonnummer wissen – und schon bin ich in der Realität zurück. «858'86'85? Da sind Sie hier komplett falsch! Ich bin bloss für Bern zuständig und hier ist es heute sehr ruhig, Wartezeiten kommen nicht vor» mahnt Nummer 116 barsch und nennt den Grund meiner Verwarnung: «Mit 858'86'85 werden Sie zur Auskunft nach Biel geschaltet, beschweren Sie sich bitte dort. Moment, ich verbinde!» Scho wider Öppis gelernt.

Tatort Biel. Hier ist es tatsächlich so, dass die Auskunft zumindest an diesem Vormittag total überlastet ist. Weshalb es die Telecom PTT nicht zustande bringen, eine oder mehrere Entlastungslinien nach Bern zu schalten, wenn Biel doch überlastet ist, währenddem die Berner Kolleginnen Daumen drehen, kann die hochanständige Bieler Chef-Teleoperatrice auch nicht sagen. Sie empfiehlt mir, die GD PTT in Bern anzurufen, unter der Nummer 338'11'11.

Die Telefonistin am Sitz der GD PTT kriegt das Problem erklärt. «Das müssen Sie

Frau Stark sagen, sie ist dafür zuständig. Ich verbinde.» – «Hallo, Hinz am Apparat von Frau Woodtli» heisst es Sekunden später (merke: Aus Kostengründen teilen sich Hinz und Woodtli offenbar das Telefon von Stark). Dieses Mal kriegt Hinz am Telefon von Woodtli in der Abteilung Stark die 858'86'85er-Reklamation in bezug auf die Bieler 111 erklärt, welche von der Berner 116 zuerst fälschlicherweise an die 113 weitergeleitet (wo wir uns zur Zeit wieder befinden), von dieser irrümllicherweise zurück an 116 (Bern) und dann richtigerweise an 116 (Biel) geschaltet wurde. Können Sie noch folgen? Und damit wir uns richtig verstehen: Derartige Odysseen mache ich wirklich nur Ihnen zuliebe, damit Sie etwas zum Lachen haben. Dabei ist es zum Heulen, wie die PTT Telecom mit uns umspringt, nicht bloss in Sachen A-Post.

«Sie sind absolut richtig bei uns, Herr Bornhauser», meint Hinz, «ich verstehe Ihren Ärger gut und kann mich dafür nur bei Ihnen entschuldigen. Es tut mir leid.» Spinnt dä eigentlich, dä Hinz? Dä tigget doch nid richtig, geits no? Mit einer solchen Antwort zwingt er mich doch glatt, den Dampfkochtopf vom Herd zu nehmen. Wie kann man so jemandem noch böse sein? Fast ein Wunder, habe ich mich nicht bei Hinz entschuldigt, überhaupt angerufen zu haben.

«Darf ich Sie zum Schluss noch etwas fragen, Herr Bornhauser?» – «Ich bitte sogar darum.» – «Sind Sie der Herr Bornhauser aus der Migros?» – «Ja, zufälligerweise, weshalb fragen Sie?» – «Haben Sie früher nicht einmal bei uns gearbeitet?» Nein, habe ich nicht. Aber PTT-intern wohl auch so einen fürchterlichen Ruf.

Drei Männer im Lift

☞ *Ich wette mit Ihnen: Der liebe Gott lässt mich Sachen erleben, die er Ihnen vermutlich missgönnt (weshalb wohl?). Wie sonst erklären Sie sich die vielen Realsatiren, die Sie seit Jahren von mir zu lesen bekommen? Neuestes Beispiel: Einer der Lifte im Hauptbahnhof Bern. Waren Sie dort auch schon eine Zeit lang blockiert? Eben.* ☹

Donnerstag, 13. März, in etwa fünf vor fünf, so genau lässt das sich nicht mehr rekonstruieren, abgesehen davon ist es auch ein Detail. Zu viert warten wir auf einen Lift, der uns von der Bahnhofunterführung auf die Universitätsterrasse fahren soll. Eine hübsche junge Dame steht mit dem Velo da und schnappt sich exklusiv einen Aufzug, der im Englischen, scheint's, Lift heisst, aber in ganz Amerika als Elevator ausgesprochen wird. Sekunden später öffnen sich die automatischen Schiebetüren des mittleren Gefährts. Schön artig lassen wir die Leute zuerst aussteigen: Eine ältere Dame; zwei Verliebte (Alter, da engumschlungen, nicht auszumachen); einer in der Uniform des Freundes und Helfers, er allerdings, so wie er dreinschaut, weniger verliebt. Zu dritt machen wir uns auf den Weg nach oben: Ein ganz normal Aussehender, ein Unauffälliger, mit schwarzer Aktenmappe, Typ Verwaltungsangestellter, schätzungsweise 35 Jahre alt; ein mit ungefähr 205 Zentimeter grossgewachsener, ungefähr 30jähriger Gitarrenspieler (an einer solchen in einer schwarzen Tasche erkennbar) und Borni, der zufälligerweise, weil

heute abend an der Eigentümerversammlung drei Vorstandsmitglieder (Fritz Kupferschmid, Peter Hasenfratz und Martin Thüler) unserer Beunde-Siedlung in Wohlen ehrenvoll verabschiedet werden sollen, drei Magnumflaschen «Château Citran» in einem Pick-Pay-Sack bei sich hat.

Unser Verwaltungsangestellter drückt pflichtbewusst den obersten Knopf. Nichts passiert. Mit einem entschuldigenden «Pardon» geht mein linker Mittelfinger in Richtung Taste mit dem ><. Und schon schliessen sich die Türen. Ein kurzer Ruck und nichts geht mehr. Wüsste ich es nicht besser, ich würde behaupten, jemand habe den Strom ab- und eine versteckte Kamera angestellt. «Fahren wir überhaupt?» will der Musiker wissen. Wir beiden Angesprochenen zucken mit den Achseln: «Drücken Sie doch noch einmal.» Nadisna drückt der Beamte alle Knöpfe, mit Ausnahme des Alarms, in jenem Zustand befinden wir uns ja nicht. Der Lift macht keinen Wank. «Darf ich?» gebe ich mich besorgt. Ich darf. Ohne Erfolg. Auch der Gitarrenspieler beweist, böse gesagt, wenig Fingerspitzengefühl. Was nun? Ich versuche es mit einem kurzen, aber kräftigen Hupf, sehr zum Chlupf des Verwaltungsangestellten. Noch bevor er mir wüst sagen kann, zeige ich auf die drei Weinflaschen: «Keine Panik, wir sind bestens versorgt. Haben Sie zufälligerweise einen Zapfenzieher bei sich?». Er hat nicht. Wir beschliessen jetzt, jene normalerweise verbotene Taste mit der roten Glocke erlaubterweise zu betätigen.

Männer. Vier Revue-Tänzerinnen hätten mir, wenn ich ehrlich sein soll, besser in den Kram gepasst. «Bleiben Sie ruhig» ist plötzlich eine Stimme zu hören, «der Technische Dienst wird sofort informiert». Diese Message wird nonstop wiederholt, in deutscher Sprache. Und was,



wenn Ausländer steckenbleiben? Sayonara? Good-bye?

«Gibt es nicht einen bekannten Film, in welchem es um Leute in einem blockier-

ten Lift geht, die zum Schluss alle ersticken?» bekommen meine beiden Nichtmitreisenden zu hören. Der Grosse schmunzelt, der andere findet es weniger lustig. Er spielt lieber mit den Knöpfen. Der Musiker klopft mit den Fäusten gegen die Türe – und bekommt Klopfzeichen zurück (ähnlich wie 1962 in Lenggede, als drei Kumpels nach Tagen lebend aus einer verschütteten Mine gerettet werden konnten). Merke: Wir befinden uns auf Höhe einer anderen Etage. Die Frage ist bloss, auf welcher? «Hier ist der Technische Pannendienst» heisst es via Lautsprecher, «sind Sie noch da?» Was glaubt der Mann, wo sonst sollen wir denn seiner Ansicht nach sein? Also bejahen wir. «Bleiben Sie dort, ich bin auf dem Weg zu Ihnen.» Wir vergessen zu fragen, von wo aus er genau anruft. Aus St. Gallen? Hat wirklich niemand einen Zapfenzieher?

Mir ist der 205-Zentimeter-Musiker sympathisch. Gwundrig, wie ich nun mal bin, will ich mehr über ihn und sein Hobby wissen, ohne mich vorzustellen. Er spielt, wie er sagt, Klassische Gitarre, mit versuchsweiser Annäherung an südamerikanische Rhythmen. Interessant, wirklich. Zu gerne hätte ich nach seinem Namen und seiner Adresse gefragt. Dazu kommt es nicht mehr, weil sich der Lift selber einen Mupf gibt, einige Sekunden fährt und sich dann entschliesst, uns aus der Gefangenschaft zu entlassen. Den Gitarrenspieler suche ich seither vergebens. Falls Sie ihn an der Beschreibung erkennen: Er soll mich mal anrufen, unbedingt: 031/858'86'85.

Kennen Sie Tania Technik?

“ Wäre der Begriff «Technik» eine natürliche Person, so hätten Tania Technik (Technik muss weiblich sein) und ich mit Sicherheit nicht das Bildchen des/der andern auf dem Nachttisch stehen. Wir mögen uns nämlich nicht. Das raffinierte Frauenzimmer – die Franzosen würden von der femme fatale sprechen – ist mir immer eine List voraus. Sogar das Wechseln einer ganz gewöhnlichen Glühbirne wird wegen Tania Technik plötzlich zum Problem. Bei mir stellt sich in dieser Situation jeweils die Frage, ob mein Netzen im ganzen Quartier die Stromversorgung ausfallen wird. Wer Tania Technik und mich kennt, kann für gar nichts garantieren. Ausser für Heiterkeitserfolge. ”

Man hat so seine Gewohnheiten: Wenn ich nach Zürich fahre, dann a) im Zug, b) meistens Bern ab 10:47 Uhr und, c), im hintersten Zweitklasswagen. Und weil jener normalerweise leer ist, kann ich mich jeweils in einem Viererabteil breit machen, die Füße hochlagern, den Laptop auf die Oberschenkel stellen und unmittelbar danach mit den sechs Tippfingern loslegen. Kürzlich aber war alles anders. Ich musste nämlich eine Stunde früher zum Limmatplatz und «mein» Zweitklasswagen

war bis auf einen Platz bereits besetzt. Schliessen Sie jetzt mal die Augen und stellen Sie sich die Szene vor: Sekunden vor Abfahrt des Zuges springt noch husch ein «Fätze» in voluminöser Damenjacke und mit Rucksack rein und quetscht sich, links und rechts freundlich grüssend, auf den letzten noch freien Platz. Haben Sie das alles vor dem geistigen Blick beisammen? Gut, dann können Sie die Augen wieder öffnen.

Auf der Höhe Reithalle stehe ich auf, hänge die blaue Jacke an einen Haken; setze mich wieder unter den Argusaugen aller Anwesenden (keine Ahnung, was daran so spannend sein soll) und ziehe dann meinen Laptop, so elegant wie sich das bei dieser Art von Charterbestuhlung machen lässt, aus dem Ruck-



sack. «E schöne Plöffer» wird es dem einen oder der anderen in diesem Moment durch den Kopf gehen, aber das ist mir, ehrlich gesagt, eigentlich wurst. Mit einer, zugegeben, wenig graziösen Bewegung der linken Hand über die rechte Schulter fische ich die Maus aus der linken Jackentasche, verkable sie mehr oder weniger fachmännisch mit dem Laptop, klappe diesen auf und starte mit einem Lächeln nach hüben und drüben die Power. Das Ding heult kurz auf und stürzt sogleich ab. Bei einem Flipperkasten würden jetzt vier Buchstaben aufleuchten: T, i, l, t. Zweiter Versuch – mit dem gleichen Resultat. Einer der Aufmerksamsten aus dem Publikum macht seinen zeitungslisenden Nachbarn per Ellenbogen auf das bevorstehende Gratis-Cabaret aufmerksam.

Mit der mir angeborenen Lässigkeit (heute als Coolness bekannt) klappe ich den Laptop zu, drehe ihn um, nehme den Akku aus der Halterung und setze ihn sogleich wieder ein. Hat früher schon prima Resultate, sprich Erfolg gebracht. Dem dritten Versuch folgt sogleich ein vierter. Game over. «Wozu hat man denn schreiben gelernt?» lächle ich souverän in die Meute, packe den Plunder zusammen und ziehe – Abrakadabra! – einen Notizblock aus dem Rucksack. Kurz vor Zürich bin ich mit der Arbeit fertig – und kann den geliehenen Kugelschreiber meinem Vis-à-vis zurückgeben.

Szenenwechsel: Zeitgenössische Eltern wissen, dass Beethoven kein Deutscher war, sondern ein Bernhardiner ist. Claudia und Patrick habe ich versprochen, Teil 2 – Familie Beethoven – auf Video aufzunehmen. Wissen Sie, das Aufnehmen ginge ja noch, weil die Maschine das automatisch macht, vorher aber kommt das Programmieren – und das mache ich, weniger automatisch. ORF 2 bringt

den Film um 20:15 Uhr. Gegen 20:10 Uhr, als ich den Video aktivieren will, merke ich, dass ORF 2 im Speicher fehlt. Panik. Wo, zum Teufel, ist die Betriebsanleitung? Schublade auf, Telefonbuch raus, Branchenverzeichnis auch, ebenso die Spielregeln für den CD-Player, den Tuner, das alte (seit 1991 nicht mehr vorhandene) Videogerät – und den Plattenspieler. Da! Zuunterst liegt das Uding. Erste Schweissperlen sind an den Schläfen auszumachen. Es ist 20:12 Uhr.

Der erste Versuch – aus dem Gedächtnis – endet damit, dass ich zuerst die Uhrzeit, dann Datum und Jahr verstelle. «Heilanddonner, wieso muesst das immer mir passiere?» flucht es durch die gute Stube. «Chöi mer dr Beethoven itz nid ufnäh?» schallt es mit Kinderstimmen retour. «Mer» isch guet, dr Vater verseit doch wider emau. 20:14 Uhr. Ganz aufgeregt blättere ich in der Anleitung herum. 20:15 Uhr. Weil in einem Alter, in welchem man weder kurz- noch weitsichtig ist, sitze ich auf den Salontisch und versuche, aus zwei Metern Distanz, den Videokanal per Fernbedienung einzustellen. Ein hoffnungsloses Unterfangen. 20:16 Uhr. Plötzlich explodiert irgendöppis in der Wohnung – und entsprechend sieht es auch aus: Die Glasplatte des Tisches ist unter der Last meines Phudis zusammengebrochen, Borni sitzt mitten in den Scherben.

Übrigens: Beethoven und Familie, so bemerkt meine Frau wenige Minuten später, sind gleichzeitig auch auf RTL zu sehen. Und jener Kanal ist bestens vorprogrammiert.

To Betty or not to Bossi

“**Passiert Ihnen das auch dann und wann? Sachen, die man fast ein Leben lang mit traumwandlerischer Sicherheit und ohne zu überlegen gemacht hat, werden auf einmal zum Problem, wenn man plötzlich daran herumzustudieren beginnt. Zwei Beispiele. Meine Herren, können Sie ohne weiteres einem anderen Mann, von Angesicht zu Angesicht, einen Krawattenknopf binden? Und, Ladies, ohne bei Betty Bossi nachzuschauen: Benötigt man für eine weisse Toblerone-Mousse ganze Eier oder nur das geschlagene Eiweiss? Unsere Kollegin Monika Lüthi aus Boll war kürzlich der zweiten Frage hart auf der Spur...**”

Lüthi's (bestehend aus Vater Christian, Mutter Monika, Töchterli Sabrina und Luusbueb Leandro) waren vor einiger Zeit schon – lange bevor die GVO-Toblerone in aller Leute Munde war – bei uns in Vercorin zu Besuch, für ein verlängertes Skiweekend (die Wohnung gehört übrigens meinen Eltern, nicht mir). Und wie das halt so ist, wollte Monika Lüthi uns ihre tiefe Dankbarkeit für blauen Himmel und himmlische Pistenverhältnisse mit einem speziellen Do-It-Yourself-Dessert beweisen (als ob Bo's öppis für das schöne Wetter und den feinen Schnee gekonnt hätten). Wieauchimmer: Als Gourmand, Gourmet und Vielfrass in Personalunion, Süssem in keiner Lebenslage und zu keiner Tages- und Nachtzeit abgeneigt, ermuntere ich die zweite beider Monikas, ihr Vorhaben umgehend

in die Tat umzusetzen. Toblerone-Mousse ist angesagt, weiss. Mampf.

Fatalerweise hat es in der Ferienwohnung kein Betty-Bossi-Dessertträume-Rezeptbuch. Nach einer ersten Enttäuschung über diesen Fauxpas rüstet sich Monika moralisch auf, zumal ja da auch noch meine Monika als Dessert-Assistentin zur Verfügung steht. Aus dem Gedächtnis stellen die beiden M's die Vorgehensweise sicher. Alles geschieht in trauter Zweisamkeit, bis es um die Eier geht. Respektive um das Eiweiss. Besser gesagt, um das Gelbe vom Ei. Ja oder nein? Ganze Eier oder nur geschlagenes Eiweiss, wenn überhaupt? Hand aufs Herz, liebe Leserin, wissen Sie es wirklich? Ganz sicher? Irrtum hundertprozentig ausgeschlossen? Zurück jetzt aber ins Wallis: Die Diskussion artet zur Grundsatzfrage aus. Die Ladies können sich nicht einigen, zumal keine der beiden todsicher ist, ob ihre jeweilige Version auch wirklich wasserdicht ist: Christian und ich – von 1981 bis 1986 war ich immerhin Toblerone-PR-Mann, Schande über mich – können nicht weiterhelfen. Uns beiden einfachen Gemütern reicht es vollkommen, wenn das «Bud» schön kalt ist.

Monika&Monika schreiten zum Telefon. Monika 2 ruft ihre Schwägerin an, Silvia Zwahlen. Fehlanzeige. Um exakt zu sein: Silvias Mann, Hansuelli, ist, wie Kevin im Film, allein zu Hause – kann aber nicht aus der Patsche helfen. Also wird Grossmutter Lüthi bemüht, aber auch sie ist nicht zu erreichen (wie wäre es einmal mit einem Natel-D, Nonna?). Monika 1 versucht ihr Glück – bei unserer Nachbarin Susanna Mayer. Niemand nimmt ab,

immerhin läuft bei Mayers der Anrufbeantworter. Aber äbe, er ist nicht auf Schoggi-Rezepturen programmiert.

Mich erinnert das Ganze verdächtig an eine Lebenserfahrung, die ich seit Jahren durchmache: Das Behalten von Telefonnummern – in vier Phasen. Als Kind kann man sich alle merken, kein Problem. Man kennt die (paar wenigen) Telefonnummern seiner Freunde und der Verwandtschaft auswendig. Irgendeinmal im Leben – soweit ich mich erinnere, war das bei mir kurz nach der Volljährigkeit, aber bei meinem Gedächtnis möchte ich die Hand nicht ins Feuer legen – passiert es dann, dass man den Griff zum Telefonbuch macht, vorerst sicherheitshalber nur. Geht es später gegen die vierzig zu, ist der Salat komplett (vor allem auch deshalb, weil fünf- oder sechsstelligen Nummern, die während Jahrzehnten gültig waren, plötzlich nicht mehr funk-

tionieren). Ich habe mich darüber aufgeregt, während Jahren. Nun, da es auf die 50 zugeht, hat sich diesbezüglich nichts gebessert – im Gegenteil, nur rege ich mich nicht mehr auf.

Aber zurück zur Schoggi-Mousse: «Probiert's doch eifach einisch, das chunnt sicher guet» ermuntere ich die Monikas, wie ich den Kühlschrank aufmache und zwei Aludosen mit amerikanischer Braumeisterkunst herausnehme. «Sä da, Christian, fass!» Die Damen gehen den helvetischen Kompromiss ein: Zuerst wird eine dunkle Version hergestellt, bei der Einigkeit herrscht: Kein Eiweiss (oder doch?). Und siehe da – das Ding gelingt im ersten Anlauf. Womit die Ladies aber lediglich auf Zeitverzögerung gemacht und nicht das Problem als solches gelöst hätten. Isabelle Bolla aus Seftigen, eine von Monikas besten Freundinnen, erhält einen Anruf. Bingo! Isabelle hat Betty Bossi im Bücherregal stehen. Einige Sekunden vergehen, dann der alles erlösende Bescheid aus berufenem Munde: «Hier steht deutlich "Zwei Eier"». Womit die Rechtslage zumindest klar wäre. Kolumbus lässt grüssen. Und Monika und Monika danken.

Isabelle und Betty und Bossi zum Trotz: Plötzlich sind beide Chocolatières unsicher. «Das han ig doch no nie eso gmacht», meint Monika zu Monika. Immerhin schenkt man der Lesekunst von Isabelle Glauben: Zwei ganze Eier kommen zu Ehren. Mit dem Ergebnis, dass die Mousse jämmerlich abverheit. Die Schuldfrage ist rasch geklärt: «D'Eier us dr Migros sy sicher alt gsi...» Wie gut, haben wir noch zwei Dosen Stalden-Creme im Schrank stehen.



Zurück zur Natur? Klar, aber doch nicht zu Fuss...

“**Kennen Sie jemanden, der mit Überzeugung von sich behauptet, er sei gegen den Umweltschutz? Natürlich nicht. Wir alle verhalten uns doch ökologisch. Jene, die ihre Kinder in statistisch vernachlässigbaren 90 Sekunden mit dem Auto zur Schule fahren (und dort wieder abholen) selbstverständlich ebenso wie Herr und Frau Schweizer, die sich in unverbindlichen Meinungs-umfragen regelmässig im Verhältnis 90:10 dafür aussprechen, mehr Geld für Hyper-Bio-Produkte ausgeben zu wollen, in den Läden aber, wenn es verbindlich an die Nieren resp. ans Portemonnaie geht, im Verhältnis 10:90 das Gegenteil tun. Und immer haben wir Weltklasse-Ausreden parat, weshalb dem so ist.**”

«Liegt Ihnen Umweltschutz denn nicht am Herzen?» fragt die hübsche, kurzberockte Dame am Aktionsstand der Brauerei Warteck vor dem Pick Pay im Shoppyländ. Nur Sekunden zuvor habe ich nämlich ihr überaus attraktives Angebot für Flaschenbier im Multipack mit dem Argument ausgeschlagen, ich würde für ein Bar-B-Q öpfe ein halbes Palett «Bud» in Dosen benötigen, und sonst gar nichts, schon gar kein Warteck in Flaschen. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, wissen es: Mich bringt man so leicht nicht in Verlegenheit. Dieser Tiefschlag in Sachen Ökologie jedoch sitzt perfekt. Was antworten, dazu noch, wenn man sowieso im Unrecht ist? «Pssst, ich verrate Ihnen jetzt ein Geheimnis», flüstere ich der Hübschen

ins Ohr, «mir wäre Ihr Warteck-Gebräu in Flaschen ja hochwillkommen, aber wissen Sie, unsere Gäste erwarten von mir zur US-Grillparty einfach den Unsinn mit den Aludosen. Und schliesslich will ich sie ja nicht enttäuschen.» Sackschwache Replik, weiss ich doch. Das Verrückte an der Sache: Mir schmeckt «Bud» in der Dose von allen Bieren wirklich am besten. Mit Abstand. Das hängt fraglos damit zusammen, dass ich in den USA aufgewachsen bin. Und wer will mir meine Wurzeln verargen. Sie etwa?

Neulich, am Telefon in der Kulturabteilung eines nicht genannt sein wollenden Grossverteilers: Der Juniorenchef eines ebenso nicht genannt sein wollenden Grossklubs möchte eine Unterstützung für ein Eishockeyturnier. «Wann findet das Turnier statt?» – «Im August.» – «Im August?» – «Richtig, wie ich bereits sagte, im August.» – «Ach, wissen Sie, nicht, dass wir etwas gegen Jugendsport hätten, im Gegenteil, aber Eishockey im Hochsommer, wenn die Badesaison noch voll im Gange ist, ist das nicht jenseits von Gut und Böse, schon allein wegen der enormen Energie, die es braucht, um Eis zu produzieren?» – «Möchten Sie wirklich, dass das Schweizer Eishockey international künftig zur Lachnummer wird, bloss weil wir Schweizer als einziges Wintersportland dieser Erde nur im Winter trainieren können?» Ich leite die Frage hiermit direkt an Sie weiter.

Ein sogenannter Eintages-Flug ist nicht gerade das, was zuoberst in der Öko-Hitparade steht. Trotzdem bin ich, als Wettbewerbsgewinner, einmal dabei, nach Südfrankreich, ab Belpmoos, mit einem

blödsinnig schlechten Gewissen. Sie wissen ja inzwischen, weshalb. Aber äbe – einem geschenkten Dingsda, dem schaut man nicht ins Maul. Mit von der Partie: Ein grüner Grüner, ein Dunkelgrüner sozusagen, landesweit bekannt. Auf die Frage beim mittäglichen Schlemmen, ob er denn kein schlechtes Gewissen hätte, so von wegen sinnlosem Kerosinverbrauch und Luftverschmutzung und so, da kommt die diskrete Antwort, dass er ausdrücklich als Privatperson, nicht als Politiker dabei sei. Schon wieder etwas gelernt: Was Politiker sagen, das hat, dann und wann, gar nichts mit ihrer persönlichen Überzeugung zu tun. Und umgekehrt.

Wissen Sie, was eine Schneekanonone ist? Tönt harmlos, gel? Weil aber eine söttige den Winter ebensowenig wie eine Schwalbe den Frühling machen kann, muss für die Beschneieung einer einzigen Piste ein ganzer Schwarm von künstlichen Schneemachern her. Das braucht während des Sommers so seine Vorbereitungsarbeiten, wie zur Zeit in Grimentz im Val d'Anniviers, wo Wanderer, weil sie die «Kunstgriffe», wie sie zum Wohle der Skifahrer vorgenommen werden, dummerweise sehen könnten, anscheinend gar nicht erwünscht sind: Die Lifte funktionieren, sofern sie funktionieren, höchstens im Halbstundentakt, Sommer-Wanderkarten gibt es keine – wie überhaupt die Infos für Spaziergänger dürftig sind. Im Skigebiet aber wird mit Volldampf planiert, gebaggert und, vor allem, gegraben. Ganze Waldschnei-

sen sind, auf Hunderten von Metern, aufgerissen (weil die Wasserleitungen unterirdisch quer durch die Natur führen müssen), die Grasnarben zerstört. Ein einziger Horror – dem Wintertourismus zuliebe. Nimmt mich wunder, ob auch Familie Bo, die seit Jahren in der Nähe Ferien zu machen pflegt, künftige tageweise ins «schneesichere Grimentz» ausweichen wird, sollte wieder einmal ein schneearmer Winter auf dem Programm stehen. Weil wir doch, vordergründig, nur den notleidenden Schweizer Tourismus unterstützen wollen. Frei nach Jean-Jacques Rousseau: Zurück zur Natur. Aber bitte nicht zu Fuss. Sondern auf Skis. Und auf... Kunstschnee.



«Eine Fahrt ins Blaue nach Colmar. Für 22 Franken.»

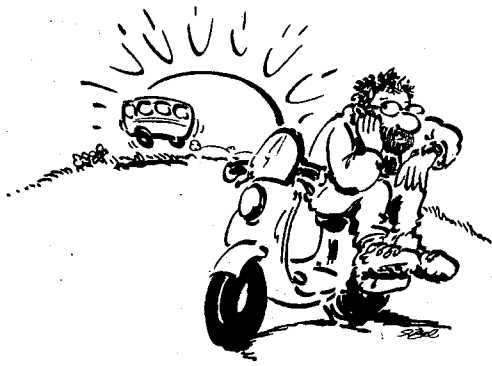
“Das war mir einen Ferientag wert, den Klassiker aller Klassiker der Sparte «Realsatiren» für Sie aus eigener Erfahrung erleben zu können: Eine Fahrt ins Blaue. Heute soll deshalb von meiner Reise nach Colmar die Rede sein. Colmar, allerdings, bekommt man erst nach einer, wie im Prospekt zu lesen steht, «kurzweiligen, informativen Produktepräsentation der Firma Hurra-Haushaltsgeräte*» zu Gesicht. Inbegriffen im Fahrpreis von nur 22 Fränkli: Reise im bequemen Bus, ein schmackhaftes Mittagessen und ein praktischer Messerblock aus Holz. Andere Organisatoren bieten ihren Ausflugswilligen wahlweise «kostbare Taschenuhren», einen «Micro-Ofen 2000» oder eine «Mini-Stereoanlage» an, aber wir wollen nicht undankbar sein. Ein schöner Messerblock aus Holz (ohne Messer) ist doch auch etwas Kostbares. Speziell für Messerwerfer und solche, die es werden wollen. ”

Stimmt: Die Reise ins Elsass wollte ich hinter mich bringen, um meine Vorurteile gegen diese «Heizdecken-Reisen» bestätigt zu sehen. Ein geheimnisvoller Mythos umgibt nämlich diese Art der Verkaufsförderung: Reisende sollen, so erzählen es Überlebende, regelrecht in Räume eingeschlossen werden, damit sie den «informativen Produktepräsentationen» nicht enttrinnen können; Journalisten mit Notizblöcken, Fotoapparaten und Kameras wird der Zutritt zu den

Referaten (und was danach im individuellen Verkaufsgespräch folgt) angeblich verwehrt – und überhaupt. Zum Glück kenne ich die Mnemo-Technik, die es mir erlauben wird, den ganzen Tagesablauf minutiös im Gedächtnis zu speichern, ohne jemals ein Wort aufschreiben zu müssen. Also habe ich mich zu besagter «phantastischer Ausflugsfahrt» angemeldet. Abfahrt in Schalunen. Vor dem Restaurant Eintracht. Morgens um 07:00 Uhr, wenn die Welt bekanntlich noch in Ordnung ist.

«Nur nicht auffallen» lautet die Devise – ein anspruchsvolles Vorhaben bei 110 Kilo Lebendgewicht, auf knapp 2 Meter Länge verteilt. Weil voraussehbar ist, dass ich mit meinen 47 Jahren den Altersdurchschnitt gewaltig nach unten drücken werde, ist wenigstens beim Outfit gutbürgerlicher Durchschnitt angesagt: Die Rolex-Imitation am Handgelenk weicht einer M-Watch, die Timberländers ihrerseits einem Paar Wanderschuhe, eine alte Windjacke wird aus dem Kleiderschrank hervorgeholt und nach dem Duschen vertschuddle ich die Frisur auf «Sturm». Anstelle des Rucksacks, den ich auf dem Roller albens auf den Rücken schnalle, kommt eine «Jute statt Plastik»-Tasche mit. Nur nicht auffallen.

Gopfridstutz! Auf dem Weg nach Schalunen kommt mir in den Sinn, dass ich nur eine Einhunderternote im Portemonnaie dabei habe. Und somit ist beim Bezahlen der Reise das Gschtürm beim Wechselgeld vorprogrammiert. Nur nicht auffallen? Beim Bahnhof Zollikofen wird deshalb ein unvorhergesehener



Zwischenhalt eingeschaltet. Am liebsten würde ich ja das CASH oder FACTS kaufen. Aber äbe... GALA, das Klatsch- und WC-Heftli schlechthin, verschwindet in der Jutetasche. (Wie bitte? Sie haben die GALA noch nie gelesen, auch heimlich oder nur unter Vorwand nicht?) Weil viel zu früh unterwegs, lege ich beim Gedenkstein zwischen Fraubrunnen und Schalunen eine Schweigeminute ein – zum Andenken an jene, die 1798 aufs Dach bekommen haben. Punkt 06:45 Uhr fahre ich beim Restaurant Eintracht in Schalunen vor. Die Beiz ist noch geschlossen – und auch sonst ist noch niemand zu sehen, auch keine Colmar-Reisende.

Der Roller mit dem auffälligen Kleber «Workin' 4 M. And proud of it.» (Ich arbeite bei der Migros und bin stolz darauf) wird diskret parkiert. Eine Minute später stehe ich in Wanderschuhen, ver-tschuddelter Frisur und Jutetasche in der Hand vor der Eintracht. Um 06:55 Uhr bin ich noch immer solo, zehn Minuten später ebenso. Panik! Habe ich Trottel den Prospekt falsch gelesen? Sorgfältig wird er aus der Jeanstasche hervorgekramt. «Freitag, 30. August. 07:00 Schalunen, Restaurant Eintracht.» Und in Messen und Limpach, weiteren möglichen Zusteigestationen, wollte ich, da bin ich mir ganz sicher, nicht einsteigen. 07:15 Uhr, 07:30 Uhr. Keine Menschenseele, die den Anschein macht, blau nach Colmar fahren zu wollen, kein

Bus. Also ist, unerwarteterweise, ein gewöhnlicher Bürotag angesagt. Direkt fahren kann ich in meinem Aufzug nicht. Zu Hause bekommt meine Frau schier einen Herzschlag, als sie einen Schlüssel im Schloss drehen hört...

«Luschtig Reisen*» tönt es am anderen Ende der Linie. «Guten Tag, hier ist Bornhauser aus Wohlen. Eigentlich wäre ich gerne mit Ihnen nach Colmar unterwegs.» – «Und wo sind Sie zugestiegen?» – «Zugestiegen? Eben gerade das bin ich nicht. Ich habe in Schalunen gewartet, wie auf der Anmeldekarte vermerkt.» – «In Schalunen war aber niemand vorgesehen.» – «Doch, ich.» Die Dame des Reisebüros behauptet, nur in Limpach und Messen hätten sich Leute angemeldet. Ich plöffe und behaupte etwas, das nicht stimmt: «Das kann nicht sein. Ich bin nämlich die Strecke Schalunen-Limpach-Messen zurückgefahren, weil es ja möglich gewesen wäre, dass der Bus eine Panne hatte. Da war aber kein Bus.» – «Stimmt, Herr Bornhauser, jetzt, wo Sie es sagen: Dieser Kurs wurde annulliert, weil sich niemand angemeldet hat, Sie hätten aber in Schönbühl oder Jegenstorf zusteigen können.» – «Was soll der Quatsch? Glauben Sie, ich würde nach Schalunen fahren, wenn ich in Schönbühl, wo ich arbeite, hätte zusteigen können? Auf Ihrem Prospekt, den ich vor mir habe, steht im übrigen kein Wort von Schönbühl oder Jegenstorf. Was soll das?» Frau Luschtig schleudert mit ihrem Bus von einer Kurve zur nächsten, widerspricht sich nonstop und meint zum Schluss, ich sei im Computer mit Zusteigeort Wohlen vermerkt. Merken Sie öppis? Ich auch.

*Name der Handelsfirma und des Reisebüros geändert.

«Stellen Sie jetzt Ihre Hörapparate ganz gut ein!»

☞ Sie wissen es aus der vorhergehenden Story auf den Seiten 26 und 27: Meine vermeintliche Fahrt ins Blaue nach Colmar wurde zu einem Schlag ins Wasser. Sygse: Ihnen zuliebe habe ich nicht aufgegeben. Und deshalb eine Reise in den Schwarzwald gebucht. Das heisst... korrekterweise muss es «unsere» Reise heissen. Um weniger aufzufallen, bat ich eine Kollegin, Ursula Reinhard, mitzufahren. Und obwohl keine ausgesprochene Frühaufsteherin, sagte sie zu. ☞

«Machen Sie sich einen schönen Tag!» heisst es im Farbprospekt, der in den Briefkasten geflattert kommt. Nun denn. Ende Oktober fährt ein Car zur «Schwarzwald-Erlebnisreise» ab – mit Rundfahrt über die bewaldeten Hügel direkt zum Doktorhaus aus der beliebten TV-Serie «Schwarzwald-Klinik». Wow! Hoffentlich ist der Halbgott in Weiss tatsächlich dort. Oder zumindest seine Gaby. Oder der Hund. Anyway: Unterwegs gibt es eine, wie es heisst, freiwillige Kurz-Demo zum Thema Wollbettwäsche und Therapiematte. Ausserdem erhalten alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer einen Riesen-Butterzopf, ein Pfund naturreinen Bienenhonig, zehn frische Landeier (als solches geboren; weiss ich das zu

schätzen), 1/4 Pfund frische Deutsche Markenbutter und ein feines, wie zwischen Anführungs- und Schlusszeichen zu lesen ist, «Mittagessen», appetitlich serviert. Und das alles für 19 Franken. Und neunzig Rappen.

Schützenmatte Bern, 06:50 Uhr. Ursi steht bereits da, im strömenden Regen. Und mit ihr der Bus, der uns zu Brinkmanns fahren wird. «Reinhard, zweimal» meldet Ursi dem Fahrer. Er nickt und lässt uns passieren. Weil wir gerne den Überblick behalten, setzen wir uns in die hinterste Reihe. Nadjsna werden die 46 Sitze besetzt. Eine ältere Dame, wohl gewohnt bei söttigen Werbefahrten zuhinterst zu sitzen, meint enttäuscht zu ihrer Mitreisenden: «Chumm Emmi, mir gö wyter füre go sitze, da hinde hocke scho zwöi Jungi». Und tatsächlich: Wir beide drücken den Altersdurchschnitt auf schätzungsweise 71,7 Jahre

(1)



hinunter. Bezahlt werden die Fr. 19.90 pro Person übrigens bar; WIR, Reka-Checks, Visa- und Globuskarten werden keine akzeptiert. 07:07 Uhr: Seit sieben Minuten müssten wir theoretisch auf dem Weg in den Schwarzwald sein. Aber offenbar fehlt noch einer. Vielleicht unser Demonstrant? Es ist aber keiner zu sehen, weit und breit, Reithalle-Vorplatz zum Trotz.

07:10 fährt der Bus an – in Richtung N1. Auf der Höhe von Burgdorf dann die erstaunliche Durchsage, dass wir über Land nach Lotzwil gekarrt werden. He! Hallo! Was soll das? Praktiziert Kollega Brinkmann seit neuestem im Oberaargau? Eine knappe dreiviertel Stunde später, um 08:15 Uhr, dann die Auflösung des Rätsels, vor dem Restaurant: «So, da wären wir also, wo Sie bearbeitet werden. Sie allein entscheiden, ob Sie etwas kaufen wollen und wann wir weiterfahren können. Gestern war es 13:00 Uhr.» Ursi und ich verstehen nur Bahnhof. Alle anderen hingegen wissen offenbar Bescheid, aus Erfahrung früherer Ausflüge: Und so folgen wir dem grauhaarigen Rudel artig. Im Saal sind die Tische parat: Kaffee/Gipfeli stehen bereit, ebenso die Gedecke für das Zmittag, rechts und links von Messer und Gabel flankiert. Uns dämmert etwas...

Punkt halb neun betritt Showmaster Beni, ein Thurgauer, die Bühne (mit Beni Turnschuh weder verwandt noch verwandert). Ein Kräuteröl, das gleichermaßen gegen Kopfweg, Halsstarre, Gliederschmerzen, Verstopfung, Muskelkater und Insekten unter der Steinplatte im Garten wirkt, steht zum Verkauf, pro Gütterli für 20 Stutz. Alle Anwesenden kriegen einen Tropfen auf die Hand spendiert. Ungefähr so müssen die Bauern nach der offiziellen Verabschie-

dung von Herrn Wasserfallen auf dem Berner Bundesplatz im letzten Herbst gerochen haben. Minuten später die zweite Verkaufssalve: Die Fusscrème aus der gleichen Pflegelinie, gut für/gegen Krämpfe, Krampfadern und überhaupt. Goldfüsschen Chapuisat wird sich das Zeug vermutlich auch einreiben. Einer der Gäste, mit Frau und Pudel anwesend, behauptet, dass er seinem Wauwau die Crème zu dessen vollen Zufriedenheit unter die Pfoten streicht. Das Volk schmunzelt, Pudeli knurrt, Beni ist entzückt.

Es folgt der Höhepunkt des Tages: Selbst 100 Minuten Nonstop-Talk reichen Beni kaum aus, um all die Vorzüge seiner «Ortho-Sano-Gesundheitsmatratze» zu preisen. Ich gebe es gerne zu: Der Mann ist ein absolutes Verkaufs-As, und nicht einmal unsympathisch. Dramaturgisch geradezu genial, wie er das Publikum auf das Wichtigste giggerig macht, auf den Preis der Wunderunterlage: «Stellen Sie jetzt Ihre Hörapparate ganz gut ein!» rät er der Meute, lautstark. Was im Fachgeschäft an die 3'000 Franken kostet (samt Lättlirost mit 20fach verstellbaren Kugelenken), ist bei Beni für 1'298 Franken zu haben, minus 200 Franken weil Vorführtag, minus 300 Franken, weil per Zufall gerade Dienstag.

Sie möchten, bitte schön, wissen, wie die Geschichte weitergeht? Dazu brauchen Sie nur umzublättern. Den zweiten Teil wird Ihnen Ursula Reinhard persönlich erzählen, aus ihrer Sicht. Womit mein Part zu «So ischs Läbe, äbe» abgeschlossen wäre. Viel Vergnügen mit den fünfzehn Realsatiren von Ursi. Und: Auf Wiederlesen im Sommer 98!

Nur noch einmal schlafen...

“Wie es Bo und mich zusammen-geschlagen hat, ich meine, wie wir plötzlich voneinander Kenntnis nahmen, das hat er Ihnen sicher vorher bereits irgendwo verraten. Und sonst erfahren Sie es spätestens bei meiner Metzgermeister-Mäder-Story. Sozusagen als Einstieg zu unserem gemeinsamen Hobby «darf» ich nun morgen mit, auf Besuch zu Dr. Brinkmann. Jetzt, am Abend «davor» melden sich aber prompt die ersten Zweifel.“

Also, das kann ja nichts werden, dessen bin ich mir sicher. Erstens habe ich meinen Kampf gegen Kollega Bornhauer verloren: ICH wollte ins verlockende Weingebiet Thurgau – mit möglichst vielen Degustationen – und ausserdem hatte ich mir bereits überlegt, wie ich «meinem» Veranstalter klar machen könnte, dass ich zwar eine unverheiratete Dame sei, aber trotzdem den Attaché-Aktenkoffer (für Herren) sowohl der Kaffeemaschine (für Damen) wie auch der Saftpresse (für Paare) vorziehen würde. Diese Geschenke erhält man nämlich, wenn man sich für eine Fahrt ins Thurgi entschliessen kann. Der «Päckli-Verteiler» hätte sicher ein Auge zugeedrückt und mich als HERRN Reinhard durchgehen lassen. Und so ein Plöffer-Göfferli wäre doch ganz nützlich, oder?

Aber nein, dieser TV-verblendete Ignorant (Bo) hat darauf bestanden, sich den Brinkmann im Schwarzwald ansehen zu gehen. Natürlich kaschierte er das äus-

serst geschickt, so à la: «Das gibt doch den besten nur erdenkbaren Stoff, oder! Etwa ein Dutzend Fliegen auf einen Streich.» Ha, ha. Dabei weiss er genau, dass ich nie Fernseh schau und nicht den leisesten Schimmer habe, wer dieser Brinkmann eigentlich ist. Was soll an diesem Ausflug also schon Besonderes sein? Bo will doch einfach seinen Brinkmann sehen, wie all die anderen auch! Und ich darf als Tarnmäntelchen mit. Es sind doch immer die Frauen, nicht wahr, die einen zu so hirnrissigen Unternehmen verschleipfen, oder?

Dabei sollte ich gewarnt sein: Das Horoskop, das mir einer jener Berner «Anzeiger» die immer schön am Abend zuvor kommen, heute unter die Nase reibt, spricht Klartext: «Improvisiere bei allfälligen Komplikationen. Erschrick jedoch nicht, wenn keine auftauchen, denn es heisst ja allfällige. Tauchen also keine auf, so braucht es keine Improvisation. Du kannst dann eins zu eins leben.»

Falls Sie mir nicht glauben, lesen Sie's im Stadtanzeiger vom 29.10.96 nach, bitte. Ich beschliesse also, keine Komplikationen zu haben, und die bevorstehende Reise eins zu eins zu erleben. Kein vorwiegend heiteres Unterfangen, wenn man bedenkt, dass Klein-Ursilein als Schall- und Tarnmauer für den stimmgewaltigen, körpervoluminösen und auch sonst nicht ganz unauffälligen Kollegen Bo dienen soll.

Überhaupt: Was soll ich mit 10 frischen Landeiern? Mein treuliebender Christoph ist momentan zwecks Landesverteidigung eingebunkert, die gemütlichen

Zmorgens also dahin. Honig haben wir auch genug. Immerhin: Es steht ein warmes Essen auf dem Programm. Ein solches ist jenes Happening, das mir immer dann entgeht, wenn Christoph nicht dafür besorgt ist. Und ich friere ja wirklich dauernd, wenn er nicht da ist. Vielleicht ist es also doch ganz gut, wenn ich mir die Präsentation der Wollbettwäsche einmal zu Gemüte führe? Während ich da Reinhöre, kann der Kollega sich ja gäbig Notizen für sich und seine Frauen zu Hause machen, von wegen «Schwarzwaldklinik»...

Die grosse Einkaufstasche habe ich bereit, der Wecker ist gestellt, bald geht es los. Einem söttigen Quatsch widme ich einen Ferien-Tag und dann muss ich erst noch früher aufstehen als sonst. Geit's mir eigentlich no? – Der Pass ist noch gültig, jawohl, Papiernastücher, Notizblock, Filzstift und Zigis gepackt – Himmell!, und wenn man im Car nicht rauchen darf?? Hoffentlich hat Kollega starke Nerven. Gut' Nacht! Bis morgen früh: Es lebe Dr. Brinkmann!



«Stellen Sie jetzt Ihre Hörapparate ganz gut ein!»

☞ Auf den Seiten 28/29 hat Ihnen Thomas Bornhauser verraten, wie Sie ausgesprochen günstig zu einem Allerweltsheilmittel und einer unschlagbar gesunden Ortho-Sano-Gesundheitsmatratze kommen: Indem Sie sich nämlich einmal den Dr. Brinkmann im Schwarzwald ansehen und sich ausserdem mit Geschenken überhäufen lassen wollen. Dort, wo an jenem Dienstag Bo's Geschichte endet, beginnt selbiger damit, die willigen Käufer und Käuferinnen zu zählen. Diese erkennt man an den hochaufgestreckten Händen. ☞

Weil Zahlen nicht gerade meine Stärke sind, benutze ich den feierlichen Moment von Benis Absahnen damit, mir das «nicht unsympathische Verkaufs-As» genauer unter die Lupe zu nehmen. Was heisst hier: Nicht unsympathisch? Ein Schnüggü ist das. Das beurteilen die etwa achtzig anderen anwesenden Damen genauso wie ich, Bo ist einfach nicht objektiv genug. Nur Kläri schert aus: Sie hat vor vier Wochen eine Ortho-Sano-Gesundheitsmatratze gekauft, beim Michi, wie sie augenzwinkernd verrät. Sie sei ausserordentlich zufrieden. Jä... Mit Michi oder mit der Matratze?

Im Saal ist wieder Ruhe eingekehrt: Das feine und währschafte Mittagessen wird serviert. Wer will gemischten Salat? Suppe? Verblüfft sehe ich überall dankend ablehnende Gesten. Erst beim Hauptgang sagt niemand nein. Reis und Kotelett an einer Curry-Sauce. Hmmm.

Es seien halt nur Poulet-Koteletts, verrät unser Vis-à-vis, sich schier entschuldigend. Trotzdem nehmen wir alle das wohlgeformte Stück Fleisch in Angriff. «Fleischkäse, gebraten», flüstert mir meine kulinarisch ausgekochte Begleitung zu. Dieser Meinung kann ich mich nicht anschliessen, aber eine Dame bringt es auf den Punkt: «Das isch NID guet!» Lange können wir allerdings nicht mehr über die Zusammensetzung des Fleisches diskutieren, denn bereits werden Desserts zur Auswahl angeboten. Kurz darauf beginnen die Serviertöchter hurtig einzukassieren. He? Einkassieren? Zugegeben, von Gratis-Kaffee und -Gipfeli stand nichts im Angebot, beides hat uns einfach so in Empfang genommen. Jetzt ist mir aber plötzlich

(2)



klar, weshalb alle (bis auf einen!) an unserem Tisch das Gipfeli feinsäuberlich zurückgelegt und verschmählt haben. Dessert, Getränke, Suppe, Salat, Kaffee, Gipfeli: Die Nichteingeweihten lassen problemlos 30 Franken pro Person liegen – nebst dem kaum angekauften Stück Fleisch. «Für eine 19.90fränkige Reise können Sie nicht mehr erwarten», tröstet mich eine der Werbefahrt-gewohnten Damen. «Aha», denke ich mir, «es geht hier also nicht um das Essen, sondern um den berühmten Dr. Brinkmann.»

Auf denn! Um 13:00 Uhr, nach fast fünf Stunden Demo, fahren wir wieder weg, Richtung Schwarzwald. Dieser tut seinem Namen alle Ehre. Der erste Herbststurm zieht an jenem Dienstag durch die Lande, es schüttet in Strömen und huddelt die Bäume und Tannen. Abgesehen davon, dass ich um 5:30 Uhr aufstehen musste: ist das nicht ein Ferientag wie aus dem Bilderbuch? Der vielgepriesene Dr. Brinkmann wird mir das nötige Trostpflaster verabreichen. Die Fahrt zu seiner Villa scheint unendlich lang zu sein, aber ab und zu unterhält uns der Chauffeur via Lautsprecher. Zum Beispiel mit: «Leider ist ausgerechnet heute die Villa, die eigentlich ein Heimatmuseum ist, für Besichtigungen nicht geöffnet. Wir werden also nur von der Strasse und vom trockenen Bus aus einen Blick darauf werfen können.» Ich schrecke aus meinem Halbschlaf hoch: Jetzt gibt's Äggschen. So einen Grauen-Panther-Aufstand wollte ich doch schon immer mal erleben. Und weit und breit kein Tränengas, nur Kräuteröl, etwa 20 Flaschen. Soll ich jetzt zuerst den Borni wecken, den Bus-Chauffeur beschützen oder mich unter den Sitz in Sicherheit bringen? Panik.

Also gut, ich gebe es zu: Ausser mir bewegt sich kein Mensch. Alle haben die

Nachricht gehört, und, wie ich später von einer Insiderin erfahre, auch nichts anderes erwartet. Wir halten etwa dreissig Sekunden lang an und werden auf ein dunkles Häusle hingewiesen, das die meisten wegen der schlechten Augen und ebensolcher Witterung eh nicht richtig sehen können. Die Mitreisenden dösen vor sich hin und sind sich wohl zum grössten Teil reuig. Die einen, weil sie die teure Ortho-Sano-Gesundheitsmatratze gekauft haben, die andern, weil sie sich die günstige Gelegenheit entgehen liessen. Doch die Trägheit wird noch einmal kurz unterbrochen: Eine Stunde preiswertes Einkaufen zum DM-Kurs in Waldshut ist angesagt. Der empfohlene Laden, eine Edeka, wird gestürmt. Alle finden etwas Feines, besonders Billiges und benützen ihr Portemonnaie ännert der Grenze intensiv. Mich dünkt, dass heute ein bisschen viel Geld den Besitzer wechsele, aber noch wartet uns ja das im Prospekt versprochene Präsent.

Dieses gibt es, als wir frühabends wieder in Bern einfahren. Alle erhalten ein Plasticsäckchen mit den versprochenen «Mit-nach-Hause-Nehmerlis». Dabei beobachte ich, dass der Chauffeur jeweils etwas in die Hände gedrückt bekommt. Nur Bo und ich haben nichts bereit. Ich finde mich definitiv mit der Aussenseiterrolle ab und gebe mir gar nicht mehr erst Mühe, Geld hervorzuklauben. (Zu Ihrer Beruhigung: Wir haben dem Chauffeur ein Nötli nachgesandt.) Um zehn Eier, einen Riesen-Butterzopf, ein Pfund echten Bienenhonig, 125 g Markenbutter und um eine Erfahrung reicher zottle ich heimwärts zu. Am nächsten Morgen weckt mich der Fax meines kritischen Begleiters: «Misst Dein RIESEN-Zopf auch 21 cm?» Ich bin überfragt, das Ding ist schon fast weggemampft.

Metzgermeister Mäder, oder: Wie alles begann

“Eines Tages beschloss ich, an die Migros Bern zu schreiben. Weil ich auch einmal etwas sagen wollte. Der Name «Bornhauser» war mir bestens bekannt. Umgekehrt nicht:”

«Sehr geehrter Herr Bornhauser

«Sollte jemals ein viertes Büchlein erscheinen, so hiesse es folgerichtig HENUSODE», schrieben Sie vor langem. Wenn das Ding jetzt dann nicht bald kommt, beginne ich aus Verzweiflung selber zu schreiben. Geschichten, die das Leben schrieb, z.B. jene von Herrn Mäder:

Jupppiiiiiiii, ich bin geheilt. Jahrelange Alpträume, Angstzustände, Wutausbrüche und Tränenflüsse sind weg. Als wäre die Metzger-Phobie nie gewesen, als hätte ich all diese Demütigungen nie ertragen.

Ich bin keine gute Köchin, aber eine Feinschmeckerin der ungewohnten Art. Nichts geht mir über Gnagis, Kutteln, Leber, gut durchzogene Braten und möglichst fettige Plätzli. Dass mein einmaliger Partner dies alles hasst, wäre ja noch ertragbar gewesen, aber er hat auch eine panische Abneigung gegen Fett, das sich durch die Stücke zieht, Gädler und ähnliches.

Servierte ich Fleisch, das auch nur ein hauchdünnes weisses Filmchen im Innern aufwies, war mein Essvergnügen überschattet von den Sezierversuchen

auf Partners Seite. Befand sich das Fett hingegen (wenigstens!) am Rande des guten Stückes, konnte es mit zwei, drei zackigen Schnitten entfernt und in Richtung meines Tellers entsorgt werden. Deshalb versuchte ich jeweils, nur zum Beispiel, einen NICHT-DURCHZOGENEN Braten zu organisieren. Dies als eher schlanke Frau, und eine solche musste doch offensichtlich gewissenhaft auf ihre Linie achten und für ein bisschen Fett bloss ein «igitt, igitt» übrig haben. Folglich schlossen die Metzger jeweils auch das weisse Rändchen drumherum von vornherein aus.

«Ja, aber... der wird dann trocken!» – wusste ich doch! Anfangs litt ich mit jenen Metzgern. Dann nahm die Wut überhand: Natürlich wurde er trocken (aber noch lieber der Braten, als bekochter Partner). Schliesslich weinte ich den guten alten Zeiten nach, als Schmutz ein Zeichen von Reichtum und das Fleisch noch saftig war. Als ich genug des grausamen Spieles hatte, schickte ich meinen Phobisten himself zum Fleisch-Einkauf los. Er hatte nicht die Hartnäckigkeit, die ich ihm zuliebe an den Tag legen musste. Er beharrte nicht auf einem bestimmten Fleischstück, kam prompt mit einem herrlich saftig-durchzogenen Teil nach Hause und verschmähte, was ihm daraus gebraten.

Ich hätte schon den zwanzigsten Metzger verbluten lassen können, der mir erklärte, dass das von mir gewählte Stück eher trocken und geschmacklos sein werde. Mir wurde klar, dass ich keine Chance hatte, die jeweilig Verantwortlichen hinter der Glas-Theke auszuwechseln. Ich wechselte Partner.

Der Neue stand auf Lammcarré. Ich ging für ihn einkaufen. Keine Chance – kein Metzger in Tout-Berne schien zu wissen, was ich damit meinte, und ich kannte den deutschen Metzger-fachtechnischen Ausdruck schlicht nicht. Der Neue auch nicht. Partnerwechsel.

Nun waren Rouladen (Schwein) angesagt, dünn und gross.

Metzger 1: «Können Sie vergessen.»

Metzger 2: «Gibt es nicht.»

Metzger 3: «Hä???, und da wollen Sie wirklich ein halbes Ei mit einwickeln? Ja ein rohes oder ein gekochtes?»

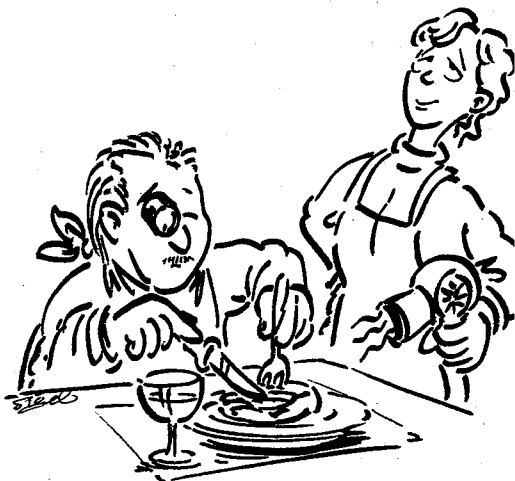
Metzger 4: «Nehmen Sie doch Rind.»

Ende – Aus – Gnadenschuss.

Das Geld für einen Psychiater hatte ich inzwischen verprasst: Für Plätzli vom Hals, für Lammfleisch – das dank des Fettes nach Lamm schmecken durfte –, für saftig-durchzogene Braten, Gnagis und all das andere ungesunde Zeugs.

Da habe ich Ihren Herrn Mäder entdeckt. Der weiss nicht nur, was unsereiner unter «Lammcarré» versteht, sondern auch, wie man jemanden, der mit solch unmöglichen Wünschen daherkommt, berät. Er weiss, wo und wie die grössten Schweinsplätzli zu holen und zu schneiden sind, und er organisiert sie auch. Er kennt die Leute mit dem irren Blick, die sich kaum mehr getrauen zu sagen: «Aber nicht durchzogen.» Er bleibt freundlich, locker, souverän. Sagt mir, wo ich die Bouillon finde, während er Kunststücke für mich vollbringt; erteilt Ratschläge für die Zubereitung, kennt keine Belehrung (aber Hilfe), keine Häme (aber Spezialtips); er ist – meine Rettung.

Seit ich Herrn Mäder in der Marktgass-Migros ausfindig gemacht habe, musste ich mich weder mit autogenem Training



herumplagen, noch Partner wechseln. Der Verschleiss an Papiernastüchern ist entscheidend gesunken, und, ist nicht mehr zu überbieten: Ich verlasse meinen Fleischstand fröhlich pfeifend, mit einem «Merci, u ne schöne Aabe» in den Ohren.

Auf, dass die Migros mir meinen Herrn Mäder erhalte.

Das Erzählte gehört zu den «Wirklich-Wahren», wenn man ein BISSCHEN Ausschmücken akzeptiert.

Mit freundlichen Grüssen, Kundin U.»

Bis Bo begriffen hatte, wie ihm hier geschah, begann ich die gesamte Migros-Metzger-Crew herauszufordern und zu schätzen. (Spezial-Gruss an Herrn Balsiger – erinnern Sie sich an die Rindfleischvögel?) Bo rief mich dann doch an und fragte, ob er die Geschichte in der Migros-internen «Info» publizieren dürfe. Er durfte. Der Rest der Geschichte? Jaa, das ist dann wieder etwas anderes: Das halten Sie in den Händen. Ä Guete!

Männer, Frachtgut und andere Bürden

“ Also gut, ich gestehe, ich hatte mich einmal mehr vergessen, meine Lebensphilosophie im Keller ver-räumt und mich mit einem Vertreter des männlichen Geschlechts näher eingelassen. Christoph kennen Sie inzwischen vom Hörenschreiben. Mit diesem gründete ich vor vielen Monaten einen gemeinsamen Haushalt. Zur Einweihung sollte es eine kleine Feier geben: Apéro und «Tag der offenen Tür». Wir, beide von Gerechtigkeitssinn geprägte Menschen, teilten uns die vorgängig nötigen Arbeiten. ”

Christoph als Feinschmecker und Kenner der Materie übernahm den schwereren Teil, den kulinarischen: Was für Käse, welche Würste, Bündner- oder nur Trockenfleisch? Leider half ich dabei ein bisschen nach und schrieb auf seinen Einkaufszettel z.B. «Hobelkäse». Schon falsch: «gehobelter Käse» wäre gäbiger und platzsparender gewesen. Was soll's, das Kilo-Stück sah wirklich zum Anbeissen aus, und das intelligenterweise gleich mitgekaufte Hobelbrett werden wir spätestens beim nächsten Fest amortisieren – und dannzummal werden garantiert auch genügend Pflästerli vorhanden sein. Irgendwann freundete ich mich sogar mit den 200 Plastikbechern an, es wäre ja wirklich schade gewesen, all die vorhandenen Gläser auf einmal in Betrieb zu setzen.

Ich dagegen hatte die viel leichtere Pflicht, Wein (weiss, rosé und rot), Mineralwasser, Bier und Orangensaft für die

erwarteten rund 40 Leute einzukaufen. Das Nichtalkoholische konnte ich gleich um die Ecke besorgen. In jenem Geschäft, das ich der rassigen Besitzerin wegen NICHT Tante-Emma-Laden nenne. Beim Wein hingegen kam ich in einen Wissenskonflikt. Nicht-Emma hat vorzüglichen solchen, aber leider etwas teuer. Entgegen aller Detailhandels-Treue wählte ich, wie auch früher schon, den nächstgelegenen Discounter. «Dir, äxgüsee, bruuchet Dir das Wägeli vor morn mittag würklech no?» Frau Rössler verneinte, sie kannte mich bereits und war sich einiges gewohnt. Ich packte in den «Depot-Fr.1-Karren», was ich konnte (ca. 30 Flaschen), bezahlte den Schaden und entschwand, sehr zum Erstaunen der anderen Kunden, samt dem Gitterwagen.

In der Kaiserhaus-Passage ging noch alles gut, wenn man einmal davon absieht, dass ich sonst eigentlich nicht angestarrt werde, als wäre ich Miss Schweiz. Aber die kleinen Wägeli-Rädli sind eben für den feingeplättelten Boden des Ladens gedacht, nicht für die Pflästerung, die es unterhalb des Zytglogge teilweise sogar in den Lauben hat. Ausserdem gab es den Rosé nicht mehr abgepackt, sondern nur noch in Einzelflaschen. Holperholpper, klirrtängtätschkliirr – jeder Absatz, der höher als ein halber Zentimeter war, wurde zur scheinbar unüberwindbaren Hürde. Ich setzte vorsichtshalber mein «Ich-weiss-schon-was-ich-tue-Lächeln» auf und stiess das Ungeheuer frohen Mutes vor mich hin. Durch einen reinen Zufall und weil gerade Sommer war, trug ich Radlerhosen. In solchen fühle ich mich auch unter nor-

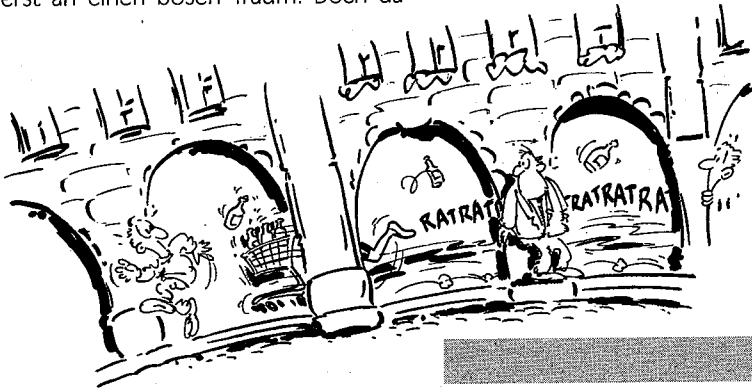
malen Umständen ein bisschen nackt. An jenem Tag allerdings – pädäng, das waren wieder drei Millimeter – redete ich mir ein, dass die anderen Verkehrsteilnehmer schliesslich auch Lärm machten. Diese zeigten dabei aber nicht einmal ein bisschen Bein. So zog, schleppte und stiess ich also die Stadt hinab.

Meiner Lebtaglang hatte ich noch nie so viele hilfreiche Gentlemen getroffen. Meine erste Genugtuung (von wegen den blutten Beinen) wich der Gewissheit, dass eher die klirrenden Flaschen sie wie Magnete anzogen. Jedenfalls: Sie verdrückten sich nach der Heldentat – das Gefährt über die nächsten unüberwindbaren zwei Zentimeter gehievt zu haben – jeweils diskret und sofort wieder. Falls meine Retter in der Not dies nun lesen: Merci vielmals! Nein, Ihr habt vergebens um Euch geschaut, es gab keine versteckte Kamera, das war alles echt. Voller Stolz brachte ich meine Fracht – Lift sei Dank – unversehrt in die neue, gemeinsame Wohnung. Da standen und lagen sie nun, all die schönen Weine. Und Christoph war an irgend so einem Kongress. Nun, was hätten Sie sich zu Ihrer Erholung und Gratulation gegönnt, he? Eben.

Als ich am nächsten Morgen aufstand und das Wohnzimmer betrat, glaubte ich zuerst an einen bösen Traum. Doch da

stand der Wagen, unübersehbar, mitten im Raum. Es war kurz vor halb sieben, Zeit, zur Arbeit zu gehen. Und es gab kein Zurück: Versprochen war versprochen. Verschlafen zottelte ich samt Wägeli los. Wenigstens ratterten jetzt nur noch die Räder und das Metall. Überhaupt waren die anderen in den Lauben auch noch nicht wach. Glücklicherweise mit dem Gefährt an meinem Arbeitsplatz angekommen, vernahm ich schon die ersten Sprüche: «Hei mir jetzt Aktie bim Discounter?» Das war noch harmlos. Ich biss auf die Zähne und hütete das Gitterzeugs neben meinem Arbeitsplatz. So, wie manche das mit einer Wiege samt Inhalt tun. Als es endlich Mittag wurde, ging ich damit zielstrebig los, zirkelte die unendlichen Meter durch das gaffende Publikum, manövrierte zweimal links, zweimal rechts – geschafft: Guggusseli, Frau Rössler, da sind wir wieder.

Übrigens: Der durchgeschüttelte Wein hatte immerhin zwei Tage Zeit, sich in dem extra für das Fest ausgeliehenen Kühlschrank zu erholen. Wie ich diesen am darauffolgenden Sonntag, auf einen Sackkarren geschnürt, via Altstadt und durch all die Touristen und Bummler hindurch dem Eigentümer zurückbrachte, wird mein Geheimnis bleiben.



Erogene Zonen, Dinosaurier und Fertigsuppen

«Sicher kennen Sie diese graphisch zerlegten «Kuchen», die ab und zu in Zeitschriften und Zeitungen erscheinen, oder? Jene Rundmel mit den verschiedenfarbigen, ungleichgrossen Stücken, meine ich. Diese Portionen teilen Interessierten z.B. mit, wieviele % der Schweizerbevölkerung (männl., protest., 16–72 jährl.) einmal mit weibl., polit. SP, Grösse über 162 cm in einem Gemischten-Chor gesungen hat. Wurden Sie schon je entsprechend befragt? ☹☹

Ausser solchen (meist «Pro-Kopf») Forschungen gibt es in vielen Zeitschriften immer wieder diese Promi-Interviews. Nur mich fragt nie jemand, was Glück für mich bedeute. Auch nicht, was ich auf die einsame Insel mitnehmen würde und wo Gott für mich denn hocke. Wo ich am liebsten berührt werde, schon gar nicht. Dabei gäbe es hier so viele spassige Vornennungen: «An der Seele» – nö, dort hat mir keiner rumzukafeln! Oder: «Mein Körper ist eine einzige erogene Zone» – oh, lälä. Noch besser die Aussage: «Zwischen den beiden grossen Zehen» – aber die ist vermutlich auch geklaut. Item: Warum dürfen in all den sonn- und anderstäglichen

Publikationen immer nur die anderen Red' und Antwort stehen? Ich möchte der Welt doch auch kundtun, dass ich z.B. gerne als Dinosaurier wiedergeboren würde, gopf. Weil die im Büro mich «Urmeli» nennen – wenn sie gute Laune haben. Irgendso ein Skifahrer wird schon zum dutzendsten Mal gefragt, wo er die entscheidende Hundertstelsekunde verloren

hat. Aber meinen Sie, mich würde einmal jemand fragen, wie mir ganze Stunden abhanden kommen? Doch, doch: kürzlich wurde ich auch in der Zeitung erwähnt. Es hiess da nämlich, 50% der Bevölkerung habe Fusspilz.

Heute erhalte ich ausnahmsweise eine richtige Chance. Es ist früher Abend und das Telefon reisst mich aus meinen Überlegungen: Will ich nun lieber den Stadtanzeiger oder das Tagblatt für die Stadt Bern lesen? Die Antwort auf eben jene Frage hat immerhin halb Bern in zwei Lager geteilt. Diese Qual der Wahl vertage ich sofort, als mir eine freundliche Dame am Hörer verkündet, sie hätten gerade MICH für eine Umfrage auserkoren! Ob ich einen Moment Zeit habe. Natürlich habe



ich! Ich lasse stehen und liegen, was ich nicht vor Chlupf fallen gelassen habe, mache es mir bequem und beginne mich freudig daraufhin einzurichten, dass ich nun endlich verkünden darf, was das A und O (Amen und Ohnmacht) meines Lebens ist. Meine Gedanken rasen: Wo werde ich nun wirklich am liebsten berührt, und wie war das mit der Insel? Kann ich «Wiedergeburt-Urmel» bringen, oder werde ich nur ausgelacht? Ist der Liebe Gott wirklich so lieb? Bevor ich wieder klar denken kann, geht es los.

Die paar «persönlichen» Angaben («Männlich oder weiblich? – Aha, Frau, berufstätig, über dreissig, aber nicht verheiratet...») schaffe ich wie ein Routinier – oder eine Routinière? Egal, keine Kleinigkeiten, jetzt. Ein bisschen kribblig werde ich trotzdem: Nun darf ICH mal ran, gleich, yeah!

«Wer kauft in Ihrem Haushalt ein?», fragt die Dame mit ihrer Samtstimme. «Beide.» – «Wie oft kochen Sie wöchentlich warm und für wie viele Personen?» – «Fünfmal, zwei.» Ha, wenn ich da nicht einen Riesenzacken drauf habe! – «Sie kennen sicher die Knurr-Produkte, die...» – «Nein», muss ich zugeben. «...äusserst praktisch und gerade für berufstätige Menschen eine wahre Bereicherung sind.» – «Nein!» Ob die Dame wohl schwerhörig ist? «Gut, dann gehen wir jetzt zu der nächsten Frage über: Wie häufig im Monat verwenden Sie Knurr-Fertig-Teigwaren?» – «Nie, wissen Sie, wir kaufen immer in der Migros...» – «Also 3 von 5 Punkten, nicht wahr?!», bestimmt meine Interview-Partnerin höflich aber unwiderlegbar. Die «Richter»-Skala ist also nicht in jedem Fall gegen oben offen, denke ich so für mich, da nimmt das Fragen-Bombardement schon seinen weiteren Lauf: «Wie finden Sie die Gewürzmischung beim Knurr-Fertig-Pilz-

gericht?» Mir kommen spontan die 50% Fusspilz-Menschen in den Sinn, aber ich reisse mich zusammen: «Äh, wir kaufen eben alles frisch und kochen und würzen mit Liebe selber.» – «Also 2 Punkte.» – «Wie Sie meinen.»

Ich beginne, das Spiel zu begreifen. «Und wie oft benutzen Sie die Knurr-Bouillon?» – «4», antworte ich wie aus der Pistole geschossen, diese Zahl hatten wir noch nicht. «Falsch, Sie müssen jetzt wählen zwischen sehr oft häufig eher selten nie.» Die Dame ist inzwischen leicht gereizt, mein Ohr schmerzt und ausserdem hasse ich Telefonieren (nur, falls das jemanden interessiert). Der Rest geht schnell über die Bühne. Ich bin ja nicht blöd und weiss fortan, ob ich eine Zahl oder eines der zur Verfügung stehenden Wörter sagen muss. Ich wechsle relativ gerecht ab. Die geschäftige Stimme bedankt sich abschliessend höflich – ich bin erledigt.

In dem Moment betritt Christoph unseren gemeinsamen Knurr-freien Haushalt. Ich schwanke ihm entgegen und überlege mir, ob ich ihm nun eine Szene machen soll, weil er mir nie erklärt hat, dass Frau von heute Knurr benutzt. Statt dessen werfe ich mich ihm aber in die Arme und heule: «Ich habe soeben die Chance meines Lebens vertan. Nie, nie wird sich mehr jemand für meine Meinung interessieren!»

Ehrlich gesagt: Seither habe ich meinerseits das Interesse an publizierten Markt-Umfrage-Ergebnissen und anderen Volksbefragungen samt und sonders auch verloren.

Die lieben Kleinen – der anderen

Für meine Lea-Lady

☞ *Natürlich liebe ich Kinder, wie könnte ich anders? Am meisten dann, wenn ich sie – völlig entnervt – wieder in die Obhut der Eltern zurückgeben kann. Aber eigentlich habe ich keine Ahnung und stehe total Offside, wenn so eine Kinder-Begegnung über die Bühne geht. Der Abpfiff erfolgt jeweils auch prompt.* ☞

Nicht ganz freiwilligerweise habe ich zum Beispiel einer Kommunion beizuwohnen. Beim anschließenden Festschmaus gibt es immerhin die Fluchtmöglichkeit, sich an den «Kinder»-Tisch zu setzen. Von der irrigen Meinung ausgehend, hier noch am ehesten akzeptiert zu werden, nutze ich diese auch. Weit gefehlt: Noch bevor die Suppe serviert wird, kommt das Thema «Whithney Houston» aufs Tapet. Ich frage interessiert, ob denn das noch ein Guter sei. Damit bin ich subito abserviert. Das blanke Entsetzen in den Teenie-Gesichtern verdirbt mir überdies auch noch den Appetit.

Auch bei Lea, meinem Gotte-Kind, muss ich nun aufpassen. Damit ich nichts falsch mache. Weil ich ihr sowieso zuwenig Zeit widme (sorry, My Lady!), konzentriert sich mein subjektiver Stress jeweils auf Weihnachten und Geburtstag. Geschenk-Zeit für die jetzt Elfjährige. Die Duplos und Stofftierchen sind leider längst out. Immerhin habe ich letztes Jahr rechtzeitig die scheue Anfrage gewagt, ob ich Lea zu Weihnachten erneut ein «Spick»-Abi schenken dürfe,

oder ob ich eher auf «Cosmopolitan» oder «Annabelle» umschwenken solle. Meine Frage: «Oder 's BRAVO?» erntet ein: «Was!? Das isch doch Quatsch u läng-wylet mi nume!» Soweit die Reaktion der befragten Lady. Und WIR hatten seinerzeit sämtliche Batterien im Haushalt mobilisiert, um mit der Taschenlampe unter der Bettdecke ... 's isch nimm wie früecher! Und nun wette ich eins zu hundert, dass der Geburtstagswunsch phonetisch irgendwie nach «Inleinskeiters» tönen wird. Hilft mir denn keiner? Als ich noch Kind war, schenkte mir ein Verehrer einmal ein Kugellager, das ich jahrelang getreulich in meiner Schatztruhe verwahrte. Weil der edle Spender aber relativ unedel die zu Beschenkende auswechselte, nahmen mein technisches Interesse und meine entsprechende Neugierde hier ein abruptes Ende. Und «meine Kleine» badet's nun aus.

Immerhin, fast habe ich einen Volltreffer landen können: Lea schwärmt mit einer unwahrscheinlichen Kenntniss der Gegebenheiten von einer gewissen «Kelly-Family». Einen günstigen Moment nutzend, frage ich sie überraschend: «U dr Paddy isch di Schwarm, gäu?» (Plöff-Plöff-Seitenblick zu Christoph und zu Leas Eltern). Vor meinem geistigen Auge beginnt Lea strahlend zu erröten und meine geistigen Ohren hören ein erstauntes: «Logo! – Werum weisch Du das?» Meine geistige Stimme antwortet: «Ds Gotti isch haut doch die Besch.» ERROR! Nüt Geischtigs. Das statt dessen einsetzende: «Puuhh! Du hesch ds Poschter a mire Zimmertüre gseh!» löscht meine Fata Morgana. Megacool.

Zur Strafe darf ich mir Leas Lieblingsstück der verda-a-ankens-werten Family anhören. Eins zu eins, könnte man meinen. Ha, die Strafe geht völlig daneben. Meine Gotte-Lady hat nämlich Geschmack, das Lied ist gar nicht so übel. Allerdings auch ihr CD-Stereo-Player nicht. Mein über zehn Jahre altes Kassetten-Gerät kommt mir daneben recht schäbig vor, plötzlich.

Selbstverständlich hält Lea mir immer vor, was ich mehr und besser für meine Gesundheit tun sollte. Sie belächelt meine dämlichen Fragen nach Schulnoten und -schatz, präsentiert stolz ihre neuen Schuhe (aha, deshalb bin ich nicht mehr so ganz die Grosse) und zeigt mir vorbildhaft, wie mit kleinen Kindern umzugehen ist. Jan, Leas kleiner Cousin, ist ihr Lieblingsobjekt. Während ich diesem plappernden Buebel ziemlich hilflos gegenüberstehe, führt Lea den noch nicht dreijährigen Frechdachs sicher an der Hand. Bis heute weiss ich



nicht, wer ihm den Satz: «D'Ursle isch ä Stürmi» beigebracht hat. Aber so sicher, wie Jan diesen immer wieder von sich gibt, so sicher rücke ich die nächste «Kelly-CD» nicht vor einem eingehenden Geständnis heraus.

Weniger heikel erscheint mir dafür inzwischen (Jan sei Dank) die Frage, wie man in einem Lokal mit dem Personal Duzis macht. Ganz einfach: Man zwänge sich in ein Kindersitzchen, bekomme seine Portion Pommes frites serviert und sage: «Merci, gäu!», und schon heisst es: «Bitte, gärn gscheh – i bi d'Sonja.» Trotz dieser unverdienten Ehre wird Jan sürmelig. «Mir gön-ihm go dr Hühnergarte zeige!», bestimmt Lea und zieht Jan, Gotti und Christoph händchengebend ab. «Ja, ja, wir gehen Gassi mit dem kleinen Klug-Mann», denke ich gerade noch schadenfreudig, da macht Christoph (endlich einmal nicht ich!) den Fehler seines Lebens: «Ou, lueget mau, do hett's ganz vieu Poulets, wo no nid bratet si!» Der Blick der Lady ist vernichtend, in SEINE Richtung, halleluia. Gotti nutzt den Moment knallhart aus: «Jööö, die schöne Hühnli!» und schwimmt wieder obenauf.

Endültig Frieden herrscht, als wir auf dem Heimweg unseres Familienausfluges die Spuren einer offensichtlich vorausgegangenen Karambolage erblicken. Eine Strassen-Signalisationsstange hängt da ziemlich verkrümmt in der Gegend herum. Lea kommentiert sofort: «Ouh, lue da, es Fahrverbot mit Äckegschtabli!» Ich beschliesse spontan, der Lady eine eigene Geschichte zu widmen. Endlich etwas, das sie mir noch nicht voraus hat. Voilà Madame, c'est votre histoire. – Jetz muesch haut no chly «Franz» büffle, ätsch.

Lisi und der neue Duden

“Kommt er nun, der neue Duden, oder kommt er nicht? Das ist – nicht nur in jener Buchhandlung, in der ich arbeite – lange die meistgestellte Frage gewesen. Er kommt, ein Jahr später als erwartet und nur in vorsichtigen Mengen. Das ganze Prozedere wie auch die Diskussion um die neue Rechtschreibung betrifft uns besonders und plötzlich auch unser Lisi.”

Schon seit langer Zeit schlagen sich Rechtschreibreform-Gegner und -Befürworter gegenseitig verbal den Grund ein, und ich bin eigentlich davon ausgegangen, dass es im ganzen deutschsprachigen Raum keinen einzigen Menschen mehr gäbe, der sich noch nicht mit dem Bevorstehenden auseinandergesetzt hätte. Da kommt eines Tages Lisi wie eine Furie auf mich los.

Lisi, müssen Sie wissen, ist die gute Seele unserer Firma. Wenn sie nicht zum Rechten schaut, wird für uns andere der Alltag zur Tortur – na ja, manchmal auch gerade dann, wenn sie da ist... Lisi ist 31-jährig, glücklich verheiratet, praktisch veranlagt wie keine Zweite, nimmt kein Blatt vor den Mund und packt dort an, wo es nötig ist. Mit irgendeinem stupiden Kram gibt sie sich erst gar nicht ab. Sie findet es ungerecht, dass die Frauen nicht ins Militär müssen – sie ginge gerne, aber auch nur, wenn sie dann wirklich schießen dürfte. Das ganze Emanzipations-Geschwafel ist ihr sowieso ä Chiuche. Emanzipiert ist man, darüber zu sprechen braucht man (!) nicht. Recht hat sie. Die vernünftigen Bemühungen, Ungerechtigkeiten auszurotten,

ehrt und unterstützt sie schon, aber diesen Feministinnen-Firlefanz muss sie nun wirklich nicht haben. Ausserdem möchte sie gerne in den Bundesrat gewählt werden, damit sie's der Dame und den Herren dort zeigen könnte. Mit lustigen Fötelis vom Schyfahren ist nämlich noch lange nicht regiert und mit Bébé-Schlüttli lismen schon gar nicht, jawohl!

Warum Lisis Tirade diesmal gerade mich trifft, ist nicht klar. Anscheinend reicht es aber, ab und zu etwas zu schreiben, damit man an dem ganzen Schlamassel tschuld ist. Während unsereins schon fleissig am Üben von «Stallaterne, Rad fahren, Känguru» und «Angst und Bange machen» ist, hat sie solche Haarspaltereien und Gschtuerten-Krämpfe bisher offensichtlich grosszügig übersehen. Bis sie mich 'am Kragen packt und ihren Ärger vom Stapel lässt: «Hesch du DAS scho ghört? Jetz han-i grad vernoh, me müessi i Zuekunft 'Kätschup' schrybe, settige Seich! Spinne die eigentlich? Werum mache die das, he? U de gäb's schynts o no angeri Änderige! He, säg!?»

Der Angriff kommt radikal und unerwartet. Keine Ahnung, wie man Ketchup künftig wird schreiben müssen. So kann ich Lisi nicht einmal sagen, dass sie sich zumindest wegen dem «ä» keine Sorgen zu machen brauche. Ich überlege fieberhaft, wie ich sie beruhigen könnte, aber eigentlich und überhaupt ist sie an die Falsche gelangt. Wie Ketchup nach der grossen Revolution geschrieben werden soll, ist mir nämlich völlig egal. Jedenfalls, solange ich das Zeugs nicht essen muss – ich hasse Ketchup in jeder Form. So gesehen wäre «Kätsch, öb» die einzig richtige Strafe für den roten Pfluddi.

Aber ich habe nicht mit Lisis Hartnäckigkeit gerechnet: «Isch's dene eigentlich längwylig, oder si's eifach Sadische? Wägewürum hei mir jahrelang müesse lehre schrybe, für dass jetzt aues wieder nüt meh söu si?» Ich komme ins Schwitzen und suche eine passable Antwort, probiere etwas von «modernisieren» und «vereinfachen» an die Frau zu bringen – vergebens. «Also i, I würde witerhin so schrybe, wie mir das isch glehrt würde, die chöi mir i d'Holzschueh blase!»

Obwohl Chefs sonst die üble Angewohnheit haben, immer im dümmsten Moment aufzukreuzen, bin ich jetzt über das plötzliche Erscheinen des unsrigen gottenfroh. Ich rufe ihn um Hilfe an:

Kunden zu verträsten: «Nein, auch wir können momentan den neuen Duden nicht mehr liefern. Wir erhalten die nächste Lieferung erst wieder, wenn die Druckerei die Bibel ausgeliefert hat.» – «Ja, gemäss neusten Informationen sollte in etwa einem Monat wieder ein Schub kommen.» – «Wir tun unser Möglichstes, aber momentan sind sowohl die Schweiz wie auch Deutschland ausverkauft.»

Aus Datenschutzgründen darf ich Ihnen jetzt leider nicht sagen, wer sich, das allgemeine Durcheinander ausnützend, in mein Büro schleicht, wo sich die Handbibliothek unseres Hauses befindet. Dort jedenfalls wird «mein» alter Duden leih-



«Chönntisch DU em Lisi erkläre, wie vieu eifacher's jetz de wird, mit dere nöie Rächtschrybig?» Er versucht es. Lisi protestiert erneut. Die Lehrlinge eilen ob des Kraches herbei, Freddy lässt den Bestellenposten schmählich im Stich. Selbst das Ladenpersonal gesellt sich unter dem Vorwand: «Nur-schnell-was-Nachschauen» nadisna zu der lärmenden Gruppe. Tohuwabohu total. In kurzen Abständen muss sich immer jemand für eine Weile aus dem Radau entfernen, um in einer ruhigen Ecke ein Telefon entgegenzunehmen und einen ungeduldigen

weise behändigt und das Vorsatzblatt, gegen welches die Buchhandlung den neuen Duden um 8 Franken billiger erhält, herausgerissen. Lisi beendet die Kriegsversammlung mit den Worten: «Das isch doch nume e abgschlagni Gäldmacherei! Die sy ja aui ganz hysterisch.» Ja, das sind sie. Dabei gelten die neuen Regeln doch erst ab 1998, und das Ketchup wird mir – so oder so – auch dann noch gestohlen bleiben können.

Künstler-Diner mit Überraschungsgängen

“*Juhe! Wir gehören zu dem erlauchten Kreis, der sich zu einem Künstler-Diner anmelden darf. Wir nehmen die Gelegenheit wahr. Christoph, weil er an diesem Samstag «Koch-Dienst» hätte – ich, weil ich gerne wieder einmal etwas Kultur und viele Menschen um mich haben möchte.*”

Vor der Zugfahrt zu der hochwohl- und neugeborenen Kultur-Quelle bin ich nicht nur sauber herausgeputzt und nobel dargetan, sondern auch gereizt: Das Prozedere mit den Billets geht mir auf den Geist. Wir benötigen – trotz Bäre-Abi – Zone 6, weil wir nicht vor acht Uhr abends zurückkommen. «Retour» gibt es nicht, dafür können wir dann, beim Heimfahren, Zone 4 lösen. Alles klar? Endlich eingestiegen, studieren wir den Einladungstext. Wir überprüfen, ob wir in dem orangen Bähnli wirklich auf dem richtigen Dampfer sitzen. Ausserdem wollen wir uns am Ziel sofort zurechtfinden. Dass der Künstler ein Maler ist, wissen wir bereits. Jedenfalls ist er kein Texter. Vielleicht ist das Einladungs-Ungetüm ja auch nicht ihm zuzuschreiben. In den wenigen Zeilen kommen vor allem die Worte vor: Künstler-Diner, Künstler Diner und Künstlerdiner. Gekocht vom Künstler. Ja, was die nicht sagen. Um es gleich vorwegzunehmen: Es gibt im Verlaufe des Abends Reklamationen, weil man den Künstler nur selten und kurz zu Gesicht bekommt. Merke: Von einem richtigen Künstler wird erwartet, dass er gleichzeitig für zwanzig angemeldete Personen

(Zitat:) «4 Überraschungsgänge» kocht und ausserdem stets mit dem interessierten Publikum plaudert.

Beim Betreten des Lokals stehen wir ziemlich blöde herum. Wie das mit Pontius und Pilatus geht, habe ich seit der letzten Religionsstunde vergessen, aber die nächsten dreissig Minuten erinnern mich dunkel an diese Geschichte. Halb werden wir herumgeschubst, halb verirren wir uns selber. Am besten hätte der Künstler auch noch den Empfang besorgt. Endlich fragt uns jemand im ersten Stock, ob wir ein Glas Wein mit auf die Runde nehmen möchten. Welche Runde? Und müsste hier nicht endlich die Station «Garderobe» sein? Nein, dazu sollten wir noch ein Stockwerk höher. Das finden wir heraus, nachdem man gründlich «darüber gesprochen» hat. Ich lasse mir das Glas Weisswein geben – Mantel, falscher Ort und falsche Zeit hin oder her. Christoph auch.

Wir versuchen, die Runde zu machen, ohne so genau zu wissen, was hier vor sich geht. Da taucht kurz der Halbgott in Weiss auf. Der Künstler, als Koch verkleidet! Er begrüsst uns und schaut sich diskret um. Meine Frage, wo wir den angepriesenen Apéro eigentlich richtigerweise geniessen könnten, erntet zuerst ein «Hie, dank!», nach einer Rückfrage seinerseits beim Personal: «Mir si überobe.» Wir gehen überube. Ein wunderbares Dachzimmer tut sich uns auf. Bar, Sofa, Stühle à la Hollywood und viel Cachet. Ausser den zwei Herren an der Bar ist hier niemand. Wer sich zufällig hierhin verirrt, sagt: «Da könnte man grandios eine Hängematte aufmachen!»,

und verschwindet wieder. Mit diesen Worten und den zwei Herren alleingelassen, beginnen Christoph und ich, die verborgene Kamera zu suchen. Hier ist so viel Cachet, dass es Hunderte davon geben könnte. Aber kaum eine gerade Wand zum Bilderaufhängen. Wir setzen uns auf das Sofa und fragen uns, was uns noch erwarde. Dabei rezitiere ich einen Spruch des Künstlers. «Was weit Dir scho wüsse, was morn isch. Tüet doch zersch jede Morge dr Mönschwärdigsprozäss yleite!» Da hocken wir zwei eingeleitete Menschen also. Menschen?

Jetzt kommen die anderen Gäste, denken wir, als sich eine Gruppe von etwa acht Personen treppauf nähert. Da erklärt eine Leiterin: «Das hier ist der Aufenthaltsort des Künstlers. Hier lebt und arbeitet er zur Zeit. Sie sehen links auf dem Boden stehend einige seiner Bilder, rechts seinen Wohnraum. Und hier,» sie klabt einen Schlüssel hervor, «hier schläft er.» Mit diesen Worten erlaubt sie den Interessierten einen kurzen, intimen Einblick hinter eine Türe. «Heutê abend hat er persönliche Gäste», sagt sie wieder abschliessend zu der Gruppe und macht einen Armschwung von der Bar zum Sofa. Vier Personen verharren in ihrer Position. Die Meute murmelt und nickt zufrieden, bevor es wieder treppab geht.

Die vier lebenden Ausstellungsgegenstände atmen durch. An der Bar vorne wird geraucht und ein tiefer Schluck genommen. Ganz wie auf dem Sofa. Hier fragt mich Christoph: «U wo blybe hie eigentlich d'Rüebli u d'Nüssli, we mir scho uuf dr fautsche Syte im Zoo sy?» Wie gerufen steht eine Bedienung mit voller Flasche in der Hand da: «Heit Dir Fendant gha?» Wahrscheinlich schön, wie sollen wir das wissen. Aber wie Orangensaft sieht das Restchen im Glas jedenfalls nicht aus. In dem Moment

kommt einer aus der eben geführten Gruppe zurück. Mit einer vierköpfigen Jungschar im Gefolge. Den Wissensvorsprung ausnutzend geht er sogleich auf die Türe zu des Künstlers Privatraum los, verharret, die Spannung steigernd, und flüstert: «Und der Raum hier, das ist...», er wartet den einsetzenden Tusch ab, tara ra raaaa, und drückt die Klinge. Päng, zu: «...der ist verschlossen. Diese vorhin muss einen Schlüssel gehabt haben.»

So ist eben, die Welt der Künstler. Das Essen? Ach, das schmeckt wunderbar. Die zwei Herren von der Bar unterhalten uns zudem aufs beste und chauffieren uns auch noch heim (Tarif und Zone Null). So ein Künstler-Diner ist ein Hit.



Wahine* Reinhard im Berner Bankendschungel

“ Soeben sind wir glücklich von einer Reise nach Honolulu und San Francisco zurückgekommen. Zwei Tage gönnen wir uns, um uns wieder einzuleben. Zuwenig. Christoph und ich zeigen höchst bedrohliche Symptome. ”

Ich, von Haus aus eine Rossnatur, stecke solches fast problemlos weg, versuche aber alles frauenmögliche, meinen definitiv schwer angeschlagenen Freund zum Arzt zu schicken. Christoph, nicht gerade einer, der wegen jedem Bobo die Ambulanz beordert, fragt nur: «Und was meinst du, soll ich dem Doktor sagen? Ich sei abends gegen neun zum Umfallen müde und könnte morgens um fünf Bäume ausreissen gehen? He?» Stimmt, muss ich zugeben. Dass wir normalerweise vor Mitternacht nicht um-, und morgens vor sechs kaum wachzukriegen sind, wissen nur die Eingeweihten.

Rossnatur hin oder her: Mich erwischt es tags darauf knallhart: Über Mittag klaut mir jemand das Portemonnaie mit allem Drum und Dran aus der Handtasche. Am Strand von Honolulu, im Gstungg von San Francisco: No problem. Nein, man muss nur an der Spitalgasse auf den Bus warten und futsch ist alles, was einem lieb und teuer.

Seit ich gemerkt habe, dass das Geld nicht in Vaters Brieftasche wächst, bin ich Kundin einer Bank des Kantons, samt Kundenkarte, EC-Karte, Daueraufträgen, Lastschriftverfahren... Auf einem separaten Kärtchen steht, welche Nummer

man im Notfall sofort anzurufen habe. Dieses bewahre ich, clever wie ich bin, NICHT im Portemonnaie auf. Ich rase heim und rufe an. «Guete Tag», tönt's von der Zentrale. Ja, scho chly guete Tag: «Alles sperren, sofort» japse ich. Herr Eisenring, mit dem ich schliesslich verbunden werde, ist die Ruhe selbst: «Haben Sie überall nachgeschaut?» – «Bi doch kes Dubuhuehn, gklauet, gschtohle, verstöht Dir!?» Er sagt mir, was zu tun ist. Ich fasse zusammen: 1. Zu «meiner» Filiale (hä?) gehen und eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, dass ich den Code für die EC-Karte nirgends notiert habe. 2. Kontos sperren lassen. 3. Polizei. 4. Fundbüro. 5. Warten. Alles klar.

Ich habe Hunger, da das Zmittag umständehalber bisher ausgefallen ist. Egal, Spurt zu «meiner» Bank-Filiale. Weil ich bis gerade eben eine EC-Karte besass, kennt mich da niemand. Dank Herrn Eisenring habe ich aber den Pass mitgenommen. Der Mann ännet der Scheibe, Herr Jud, ist souverän: Innert kürzester Zeit habe ich ihm klar gemacht, was geschehen ist. Auch er: Nur ruhig! Möchte mal sehen, wie die Herren reagieren, wenn Ihnen – item – er ist sehr freundlich: «Wenn Sie bitte hier unterschreiben wollen.» – Das ist Nr. 1, die Bestätigung, dass es nicht nötig ist, via Satellit die ganze Schweiz davon ins Bild zu setzen, dass sich meine EC-Karte in fremden Händen befindet. Nr. 2 ist schon schwieriger. Pass anschauen, mich anschauen, in den PC töggelen, den Kopf schütteln, töggelen... «Ich kann Ihr Konto nicht sperren.» – «Und wieso nicht?» Panik. «Weil es bereits gesperrt

ist.» Herr Jud traut seinen Augen nicht. Und ich meinen Ohren. Er greift zum Telefon. Ich sehe mich nach Fluchtmöglichkeiten um. Vielleicht hätte ich doch zuerst bei der Polizei vorbei sollen. «Herr Eisenring hat schon gesperrt.» Aha. Der Rest dauert eine lächerliche Viertelstunde. Ausser, dass ich völlig blank bin. «Sie möchten nun auch noch einen Barbezug machen?» – «Tja, wenn es eventuell möglich wäre, wissen Sie, mir ist nämlich...» Punkte 3-5 verlaufen ergebnislos.

Der nächste Anlauf bei meiner Bank trifft Frau Zürcher. Inzwischen habe ich – wegen der Prämien – «schnell» Krankenkasse gewechselt. Im Moment geht nichts schnell: Neue Lastschriftverfahren über ein neues Konto, Stornierungen der alten auf dem alten, alte Zahlungsaufträge auf neu umbuchen... Der wartende Herr hinter mir bekommt fast Vögel. Er biestet und stämpferlet ärger als ein Kind in der Trotzphase. Ich befürchte, dass er sich jeden Moment auf den Boden legt und mit den Fäusten auf denselben einhaut. Dabei arbeitet Frau Zürcher wirklich so gut und schnell es in meinem Falle eben geht. Wieder wird ein Pass verlangt, wieder darf ich Autogramme verteilen. Item – sämtliche Beteiligten überleben die Operation. Zuhause will ich die Belege einordnen. Dabei stosse ich auf die Kassen-Büchlein, die ich für Gottenkind Lea und als Kassiererin «Sek.Ins 62» führe. Es ist Januar – Zeit, die Zinsen nachtragen zu lassen. Morgen!

Also fasse ich am nächsten Tag Pass und Sparhefte und mir ein Herz; ab zur Bank.



Heute steht niemand an. Beide Schalter sind vorne leer. Hinten sitzen je einmal Frau Zürcher und Herr Jud. Sitzen? Wie ich mich auf zwei Meter genähert habe, stehen beide stramm und salutieren: «Grüesseech, Frau Reinhard!» Gut, den Pass hätte ich diesmal zu Hause lassen können. Weniger gut: Beide sind plötzlich schwer beschäftigt. Ich lese dem geführten Blickwechsel nur die eine Frage ab: «Könntest DU mal eben...?» Ich wähle Herrn Jud. Die Zinsen sind schnell nachgetragen. Die Adressänderung von Lea eine Lappalie, das Verreisen des Vize-Kassiers («Sek.Ins 62») in die USA nicht der Rede wert. Herr Jud fragt prompt: «Eh, und was wollten Sie WIRKLICH? Das war ja ganz einfach.» – «Eh, tja, nichts weiter. Wissen Sie, NORMALERWEISE bin ich ganz normal.» – «Aha.»

*(hawaiisch für «Frau»)

Liebe Frau Trudy Müller-Bosshard, jetzt...

«...muss ich Ihnen einfach einmal schreiben. Sie können sich wohl kaum vorstellen, wie Sie mein Leben in den letzten etwa fünf Jahren bestimmt haben. Sie, als Kreuzworträtsel-Dame der Nation. Mannmannofrau, was habe ich eigentlich an den Samstagen vor Ihnen gemacht?»

Nein, nein, wir kennen uns nicht persönlich, aber immerhin sind Sie seit Jahren ein fester Bestandteil meines «geregelt» Lebens. Soll nur ja jemand kommen und versuchen,

mich am Samstag zwischen 13.00 und 16.00 Uhr zu stören, oder zu diesem Zeitpunkt über mich verfügen zu wollen!

«Sorry, bin beschäftigt, keine Zeit, habe zu tun.» Mit Ihnen. Kein männliches

Wesen hat meinen Lebensrhythmus je so bestimmt wie Sie, geschweige denn, ein weibliches. Kürzlich war ein Muster-Beispiel jener Lobeshymnen auf Sie im «Tagi»: «Ich weiss nicht, ob es an Trudy Müller oder an mir liegt: Manchmal brauche ich eine Stunde, dann wieder vier, bis ich auf die Fragen eine Antwort

finde. Gar verzwickt sind Ihre Gedankengänge. Süchtig aber bin ich auf diesen samstäglichem Genuss. Elisabeth Laeng, Birchwil.» Das hört sich geradezu harmlos an, was diese Verehrerin schreibt. Wie schafft die das überhaupt je in einer Stunde? Wir kommen zu zweit nie unter zwei Stunden weg. Und wenn, dann sagen wir total lässig: War ja mal wieder tubeli-einfach, die Dame lässt nach.

Beginnen wir von vorne: Gerätselt (Kreuz-Wort) habe ich schon immer gerne, aber mit der Zeit gehen einem die russischen Flüsse

ebenso aufs Gäder wie die griechischen Götter. Dass ELEM ein tropisches Baumharz ist und EGEDE ein Apostel der Eskimos, hat man bald einmal intus. EIDAM (für Schwiigersohn)

sagt heute keiner mehr, und wer kennt schon den Ritter der Argusaugen (EREC)? Ein Weberkamm ist ein RIET, ein einjähriges Fohlen ein ENTER, gebälktragende Frauen sind KOREN und der 1. UNO-Generalsekretär hiess LIE. Ein Papyrusboot ist selbstverständlich ein oder eine RA, die Geliebte des Zeus ist, je nachdem was man schon hat (und wieviele Buchstaben es sein dürfen): IO, LETO, HERA



oder SEMELE (der hatte ganz schön was drauf, nicht?). Die ehemaligen Erlasse finden sich zwischen IRADE (des Sultans), UKAS (des Zaren) und EDIKT (des Monarchen). ENAK (bibl. Riesenstammvater), OLEAT (Salz der Ölsäure), MEA (Fell des Seebären), ILER (Schabeisen der Kammermacher), ATAIR (Stern im Adler) und die Hemmlocktanne (TSUGA) – das ist doch für uns gewiefte Rätslerinnen keine Herausforderung mehr. Das kennen wir aus dem Effeß. Doch, dann kamen Sie, Frau Müller!

Vor Jahren war ich wild dazu entschlossen, Ihnen eine Rechnung über ca. Fr. 1'500.– zukommen zu lassen. Soviel kostete, grob geschätzt, der Ausbau meiner «Intelligenz-Bar». Diese, kurz IB genannt, befand sich in meiner früheren Behausung dort, wo normale Leute ihre andersartigen «geistigen» Dinge aufbewahren. Meine «Bar» bestand aus einem Duden, einem Stadtplan von Bern, der Bibel und einem einbändigen Lexikon. VOR Ihnen. Ich war dann vom ersten erschienenen Kniffel-Kreuzworträtsel hinweg dabei – und begeistert. In der ganzen Zeit seither habe ich kein einziges verpasst. Aber eben: Der Anfang war schwer – ich musste aufrüsten. Als erstes leistete ich mir einen anständigen Atlas. Es folgten: 1 Fremdwörterbuch, 1 fünf-bändiges Lexikon, 1 aktueller Duden, 1 Synonymwörterbuch, 1 Band über «Treffende Redensarten» sowie 1 mal «Geflügelte Worte». Und ausserdem gesellte sich inzwischen ein gleichgesinntes, lebendig-wandelndes Lexikon zu meiner Seite. Weil meine IB (diejenige in Bücherform) in der Bar nun nicht mehr Platz hatte, benötigte ich ein neues Möbel. Die Nachschlagewerke wollten ja unter der Woche auch irgendwo ihr Dasein fristen.

Dabei geht es bei Ihnen ja in erster Linie darum, herauszufinden, was Sie eigent-

lich von uns wollen, und erst in zweiter Linie kann man mit dem Wissen glänzen. Meist nützen die gescheiterten Bücher überhaupt nichts. Was junge und geizige Leute gleichermaßen hassen? Ha, das ist auch ohne IB klar: MITESSER! Dass Sie einen WEINKELLER als Etage zum Heulen finden, brachten wir schnell heraus. Auch, mit was nicht nur die Frommen dem Himmel näherkommen: mit dem PATER-NOSTER. Dass ein Profiübersetzer ein FÄHRMANN ist, war da schon schwieriger.

Wir haben das Gefühl, Sie inzwischen besser zu kennen als unsere besten Kollegen. Ihre Gesinnung (menschlich, politisch und überhaupt) liegt wie ein ausgebreitetes Tuch vor uns – das macht manche Antwort leichter. Ehrensache, dass wir die IB nur noch einsetzen, wenn wir zwar wissen, was Sie von uns wollen, aber nicht den Begriff dafür. Ehrensache, dass wir nicht aufgeben, bis wir Ihre Fragen bis und mit der letzten geknackt haben.

Eigentlich wollten wir noch raus, den Lotto-Zettel abgeben gehen (er) und «nume schnäu chly go lädele» (ich). Aber die Läden sind meistens geschlossen, wenn wir soweit und mit uns und Ihnen zufrieden sind. Dabei sparen wir doch einiges an Ausgaben. Wissen Sie was? Vergessen Sie die Fr. 1'500.–! Dafür beschere ich Sie uns noch viele interessante, lustige und lehrreiche Samstag-nachmittage – abgemacht?

Im Namen des ganzen Fan-Clubs

«KLEINE BÄRIN» und «CHRISTUSTRÄGER»*
(6 Bstbn) (9 Bstbn)*

* nachzusehen in DUDEN: Lexikon der Vornamen... ätsch!

Das totalogische Jass-Happening



“Früher, als ich noch schlank war – Mutter nannte dies: **DÜNN** –, geriet jeder Besuch zu Hause zu einer Jass-Parade. Beim Jassen hat es seither keine Veränderungen gegeben...”

Lebens-Stück für vier Personen

Ort: Ein Bauerndorf im Herzen des Seelandes, wo ich meine Jugend verbrachte und wo meine Eltern noch immer zu Hause sind

Anlass und Zeit: Der etwa halbjährliche Besuch daheim, Sonntag, etwa 13 Uhr

Personen: Mutter, Vater, Freund (früher alternierend) und ich (Tochter, Urse)

Kulisse: Gute Stube, Tisch, vier Stühle, Kaffeegeschirr, Selbstgebackenes, Jass-teppich und -karten, Notizpapier (stapelweise), zwei Schreibwerkzeuge

Dingdong (die Klingel – Freund und Tochter Urse sind «zu Hause» eingetroffen)

Vater (steht an der Tür, begrüsst und bittet uns herein): Sälü zäme, chömet ine, mir hei dr Tisch scho zwäg gmacht.

Mutter (aus der Küche kommend): Ds Kafi chunnt grad. (Wischt sich die Hände an der Schürze ab) Hoi dir zwöi. (Prüfender Blick auf mich) Urse, du bisch eifach vieu z'dünn, das gfaut mir nid.

Freund: Schön, das Bild do, isch das...

Vater: Hocket ab, wär muess nöime gäh?

Tochter: Dir, wie immer, mir hei nämlich ou ds letschte Mou huushöch verlore.

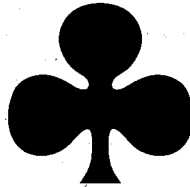
Mutter: Do isch heisses Wasser*u Pulver. (Nimmt ihre Karten auf) Was isch Trumpf?

Vater: Geit's, bi euch beidne, ir Bude?

Freund und Tochter gemeinsam: Jo-jo.

Freund: I probiere's grad mit Ungeruufe.

Mutter (verteilt Kaffee-Pulver): Urse, wosch du gäng no ZWE ghüüfti Löffu vou?



(Das Spiel ist nun in vollem Gange)

Vater (schadenfreudig): We de nume nid plötzlech no eim es Sächsi abverreckt.

Freund: Die schöne Granium, wo dir do...

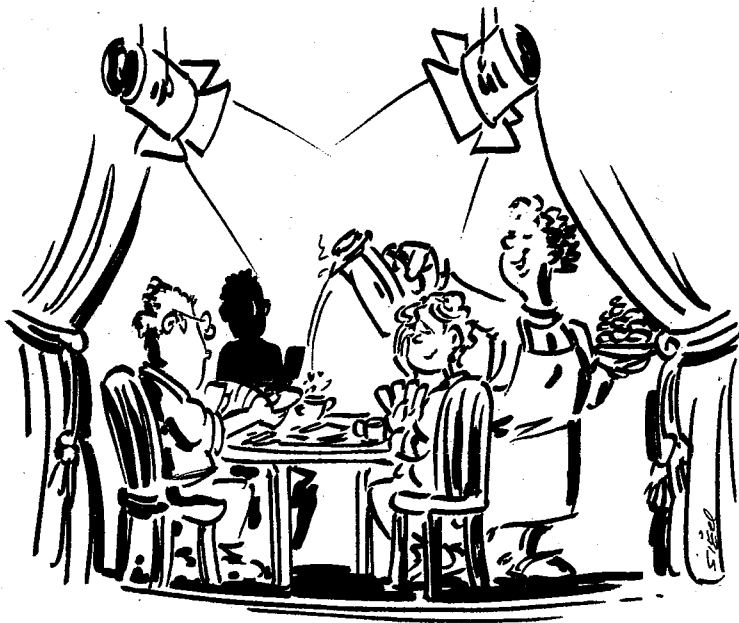
Mutter: Do hätt's de Güetzi, us eigete u säuber verstampfte Nüss, gäu Päppu.

(Es wird gezählt und neu verteilt)

Tochter: Muetter, was tuesch ir Not?

Mutter: I muess schiebe, cheibe Seich!

Tochter (frohlockend): Schwächezeichel!



Vater: Was macht üses Zölch Lisi afe?

hurti. Hoffentlech isch er guet.

Tochter: Weiss i doch nid, aber schynts sig si früecher mit mim Scheff, am Chäsi, zäme id Schueu, verzeut er ömu aube.

Mutter (triumphierend): Mit mire Dame heit dir äüä nümme grächnet, nume acht Punkt, aber öie Mätsch isch futsch.

Mutter (in Vaters Richtung): Werum hesch du dert dä Puur nid grad sofort gspiuet?

Vater (kommt mit der in aller Eile geöffneten Flasche zurück, schenkt ein): Proscht, allersyts. U gäng aues Guete.

Freund: Jo, i hätt ds Näu nämlech blutt...

Tochter (mit Glas und vorwurfsvoll an Freund): Proscht! Werum hesch du Blödmann nümme zoge? Das hät dr Mätsch gäh.

Vater: Gstoche, Bock – wäge däm. Seisch de uf au Fäu ä ganz ä liebe Gruess, gäu.

Tochter: Gopferd...! Adié, Zähni! Äh, wäm meinsch jetz? Am Lisi oder am Chäsi?

Freund (zerknirscht und inzwischen auch leicht gereizt): Darf i hie eis rouke?

(Einige Spielrunden später)

Tochter (resigniert): Chume de nach dere Rundi do mit dir veruse, uf e Balkon.

Tochter (räuspert sich ein bisschen): Hmkmkm, dünkts mi nume, oder isch d'Luft do inne würklich so grauehaft troche?

Mutter (anklagend, nur halb resigniert): Muesst dir de WÜRKLICH gäng! Dir wüsst...

Vater (gibt seine letzte Karte, steht schon halb): Jo, i ha scho ne Rosé zwäg, wartet

Vater (der bevorstehenden Diskussion ausweichend): Wär git's? Aber du wirsch de wou hoffentlich SVP-Lüüt wähle, oder?

Freund: Mi dünkt, die Freisinnige...

Mutter: Es schynt niemer me Kafi z'wöue, auso i styge jetz uf Mineralwasser um.

Vater (auf ein grösseres Weis von Freundes Seite): Jetz wyst dä scho wieder, machet dir das z'Bärn obe immer nume mit Lafere? D'Zölch het wenigstens...

Mutter: I hätt o Füzg gha – (Tochter nimmt einen Schluck Wein) Urse, du trinksch eifach zviu, das gfaut...

Freund (reklamiert den Stich): Heel! Das isch ä Trumpf gsy, das isch im Fall üse!

Vater: Weisch ke nöie Witz?

Tochter (genervt zum Partner): Wieso hesch de ömu dert nid ds Zähni hei to?

Mutter (hat immer recht): Wy macht de nämlech dick! Si säge's immer wieder.

Freund: I wott hei!!!

Tochter: Gib Obenabe.

Vater: Das han i scho dänkt.

Tochter (fragend die Gegenschreiberin anblickend): 96 mau drü gitt...?

Mutter: 288, das gseht me doch!

Vater (die Karten aufnehmend): Git's jetz dr Tierpark-Müller eigentlich no, oder hett doch die Angeri gwunne?

Freund: I gloube, mis Retour-hei-uf-Bärn-Zugbillie louf nöchschens ab.

Tochter (hässig einen Bock offernd): Lue doch gschider besser, was i verschiesse!

Mutter: Wott no öpper es Kafi, Güetzi?

Freund: Kafi?! Uuf die Niderlag abe?

Vater: Ou, dene hei mer's wieder zeigt!

Tochter: I wott o hei!

Der Vorhang fällt. Die Eltern sind politisch und persönlich wieder auf dem laufenden, wir haben uns getroffen, jassen konnten wir auch und: Eigentlich mögen wir uns ja ganz gut.

Epilog: Etwas später stehen wir allé vier friierend auf dem Perron und warten auf den Zug, der Tochter samt Freund wieder nach Hause bringen soll. Natürlich sind wir eine Viertelstunde zu früh.

(Schluss-Chor, alle gemeinsam): Das hätt jö no längschens für eine glängt!



Die un-endliche Suche nach einem Bürostuhl

“Seit einiger Zeit nerve ich alle mit meinem Wunsch nach einem ausrangierten und daher günstigen Stuhl für mein «Privatbüro». Die vorhandene Sitzgelegenheit schafft es einfach nicht, meinen Allerwertesten so hoch zu hieven, dass meine Finger die Tastatur des Laptops bequem erreichen. Abgesehen davon, dass die deswegen immer nötige Kissenschlacht mir aufs Gähler geht, ist es einfach lächerlich, mich vor jeder Schreibarbeit auf den «Turm» schwingen zu müssen. Dem Zustand muss ein Ende gesetzt werden. ☹️

Die Suche nach einer Occasion verläuft im Sande – also doch «investieren». Bald stelle ich fest, dass Bürostühle noch teurer sind, als ich befürchtet habe. Die Probesitzungen bei verschiedenen Anbietern verlaufen alle etwa gleich: Die Stühle sind unpraktisch, und entweder schlägt man schon beim Absitzen mit dem Kinn auf die Tischplatte, oder aber es überschlägt einen spätestens beim Preis.

Kurz vor der Kapitulation flattert mir eine Anzeige ins Haus: Bürostuhl-Aktion! Mit dem Inserat in der Hand suche ich das werbende Geschäft noch am selben Abend heim. Jede Menge Bürostühle stehen da herum und alle kann man besetzen und ausprobieren. Bis auf einen. Auf diesem thront eine Ordensschwester in voller Montur. Sie verfolgt mein jeweiliges Ausprobier-Verfahren genaustens. Plötzlich ruft sie mich: «Chömmet, probieret dä do, das isch dr Bescht. I hocke jetzt zwo Stung do, u dä isch gäng no

bequem.» Ich folge dem Ruf. Dasselbe tut ein Verkäufer, dem das nicht so geheuer zu sein scheint. Ich nutze die Gelegenheit und frage ihn, was denn das «zerlegt» auf den Zetteln bedeute. Ganz einfach, dass man da lauter Einzelteile erhält und diese dann... Mir graust's und dem guten Mann auch sofort: Mit zwei zackigen Griffen legt die Schwester den Stuhl auf den Boden und zeigt uns mit klaren Handkantenschlägen, wie man z.B. die Räder an das Fahrgestell bringt. SIE habe viel mit Bürostühlen zu tun, und das bisschen Basteln sei nicht der Rede wert. Aber sitzen müsse man bequem, und das merke man erst nach einiger Zeit. Aha! Der Mann sucht das Weite, respektive: Eine rassige Kundin (mit einem mitgebrachten «Un-Ding») ruft ihn an die Kundentheke. Wegeilend teilt er mir gerade noch mit, dass die «Aktionen» zwar soeben eingetroffen, aber noch nicht mit Etiketten versehen seien. Ich dürfe sie dort vorne gerne ausprobieren.

Das ist mir leider wichtiger, als weiterhin den Ausführungen der Schwester zu folgen. Ich gehe zu «Dino», zu jenem Stuhl, der mir im Inserat schon nur des Preises wegen gefallen hat. Er steht nächst dem Verkäufer mit der energiegelichen Kundin. Natürlich will ich überhaupt nicht mithören, aber so ein paar Minuten sollte man doch schon probesitzen, oder hat die Schwester vorhin nicht noch viel rigorosere «Sitzungen» vorgeschrieben? «Also, hören Sie jetzt einmal: Das ist doch wirklich nicht normal! Seit ich diesen Stuhl bei Ihnen gekauft habe, habe ich immer nur Ärger damit», rekla-

miert die Dame. «Da stelle ich den auf meine Höhe ein, verlasse kurz den Platz, und: schwups, saust er nach oben, und ich kann wieder von vorne mit Einstellen beginnen.» Der Fachmann wundert sich: «Das ist wirklich nicht normal, bei mir ist es immer umgekehrt.» Das weitere Gespräch verläuft ziemlich fachtechnisch (seinerseits) und hat viel mit Hydraulik zu tun. «Loset, heit Dir es Velo?», fragt er plötzlich. Mir schwant etwas. Ich will unbedingt noch den hinteren rechten Hebel an meinem Dino ausprobieren und wieder etwas sitzen. «Was für nes Velo, es normals?», fragt prompt die Kundin. «Ja, ein ganz

Mich jättet's zum Laden raus. Aber ich habe Feuer gefangen: Dino, mein Dino, ich komme wieder.

Am nächsten Abend ist das Objekt meiner Begierde offiziell ausgestellt und etikettiert. Mein Prozedere verläuft nach dem vorausgegangenen Intermezzo heute im Kurzverfahren. Probesitzen: Jawohl. Hebel ausprobieren: Jawohl. Preis: Wirklich noch gnädig. Zerlegt: Was die Schwester kann, das schaffe ich auch. Ab, an die Theke: «Ich möchte so einen Dino.» – «Jetzt gleich, zum Mitnehmen?», staunt eine ungläubige Dame. «Jawohl!» Da wird er angekarrlet. Die Fee, die ihn von irgendwo herbei-



normales Velo.» Sie hat ein solches. «Und da haben Sie sicher eine Velopumpe dazu?», bohrt der geduldige Mann weiter. «Ja, aber was hat das mit meinem ...» – «Eben, da pumpen Sie jetzt hier, in diese Öffnung, Luft hinein, bis alles genau so ist, wie Sie es haben wollen, und alles ist in bester Ordnung.» – «Aha!»

gezaubert hat, begleitet mich mitsamt ihrer Fracht bis an die Kasse. Dort schaut sie fragend, um nicht zu sagen, entgeistert, von der riesigen Schachtel zu mir und wieder zur Schachtel. Während sie das Ding vom Wagen hievt, tippt der Mann an der Kasse den Betrag in die Tasten. Ich schnappe mir Quittung und Schachtel und frage mich, warum die beiden den Kopf schütteln. Da haut es

mich fast die Rolltreppe hinunter. Wegen der grossen Errungenschaft sehe ich halt die Stufen nicht. An der Bushaltestelle fallen mir vom Schleppen fast die Arme ab, aber immerhin ist keiner der vorher Gerempelten so richtig böse auf mich. Da treffe ich Herrn Hamberger. Er arbeitet im selben Gebäude wie ich. «Was schleppen Sie denn da mit sich rum?», fragt er, wie ich ihn mit: «Platz, da!» von der einzigen Abstellfläche der Haltestelle vertreibe. «Einen Bürostuhl, dank. Ich habe mir heute einen langgehegten Wunsch erfüllt.» Er schaut mich an, als ob ich vom Mars käme: «Hätten Sie doch mal was gesagt, bei mir im Büro stehen zwei so Dinger überflüssig herum, und ich weiss nicht, wohin damit.» Noch voller Freude über den Einkauf, beschliesse ich, ihn NICHT zu hassen. Er kann wirklich nichts dafür, dass ich von tausend genervten Leuten ausgerechnet an ihn nicht gedacht habe, bei meiner unendlichen Fragerei nach einem Bürostuhl.

Während der Busfahrt (es frage niemand nach dem Ein- und Aussteigen!) beginne ich im Kopf bereits mit der «Zusammen-Bastelstunde». Aber wie die Schachtel mit dem zerlegten Dino und ich endlich irgendwie heil zu Hause eintreffen, muss ich mir als erstes eine Erholungspause basteln. Offensichtlich bin ich doch fürs Sitzen und nicht fürs Schleppen gedacht, lautet meine Selbst-Diagnose. Pflüternass vor Schweiss und total geschafft sinke ich auf einen Küchenstuhl. Sobald ich meine Arme wieder spüre, mache ich mich über die Wundertüte her. Genussvoll, vorerst: Aha, die Sitzfläche. Und das ist die Lehne. Ei, ei, schau: fünf Räder – wie hatte die Schwester das doch vorge-macht, mit ihren Handkantenschlägen? Und wo sind eigentlich meine Daunenhandschuhe? Eh, und hier, was ist denn das, waseliwas? Das Ausräumen beginnt leicht hektisch zu werden: Irgendwann

muss doch eine Gebrauchsanleitung oder eine Montage-Zeichnung oder so etwas zum Vorschein kommen. Denkste! Nix Erklärung, nix Zeichnung.

Hier erspare ich Ihnen einige Stunden. Diese sind von Worten begleitet, die der Probesitz-Ordensschwester garantiert nicht gefallen würden. Zusammensetzen und wieder Demontieren, Studieren und Probieren, Try and Error und wieder von vorne. Das schaffen wir doch, klar, schaffen wir das!

Keine Ahnung, was sich meine Nachbarn (mit Sichtkontakt) denken, jetzt, wo ich endlich siegesgewiss auf dem Stuhl herumhopperolle und rauf- und runterlief-te. Jedes Teil habe ich irgendwie verwendet, und scheinbar nicht allzufalsch. Genau im richtigen Moment schmettert aus dem Radio die Pepe Lienhard-Band: «Ich bin ein Piccolo-Man». Ich juchze ebenso falsch wie inbrünstig mit: «Ich bin ein Su-uper-Weib» und tobe samt Dino durchs Wohnzimmer. Aus Protest oder wegen des vielen Schweisses schaltet der automatische Luftbefeuchter aus.

Zugegeben: Der alte «Kissen-Stuhl» ist noch greifbar. Noch weiss ich nicht, ob meine Konstruktion auch wirklich dem Sinne des Erfinders entspreche...

Kids und andere Gefahren

☞ *Da! Schon wieder so ein Leserbrief in der Zeitung. Jemand klagt über die zunehmende «Verhuzung» unserer Sprache. Ich freue mich jedesmal wie ein kleines Kind und stürze mich auf die Klagen. Dabei ordne ich das Geschriebene entweder der Sparte «Schulmeister» oder «lustig» zu.* ☞

Die erste Sorte stellt mich auf, weil sie mich bestätigt: Es ist ein Jammer, wie die Leute den richtigen Umgang mit der Sprache verlernen. Um ein uraltes, aber oft zitiertes Beispiel zu bemühen: Es heisst äbe scho ZWE Manne, ZWO Froue, ZWÖI Ching. Recht haben sie, die ewig Korrigierenden. Weil aber sowieso genug geschulmeisteret wird, widme ich mich heute lieber der anderen Kategorie: Den «Englisch/Amerikanisch-Hassern».

Die amüsieren mich, ehrlich. Spaltenweise ärgern sich Mütter darüber, dass ihr hoffnungsvoller Nachwuchs KIDS genannt wird. Das heisst gemäss DIXER (auch so ein übles Wort): Zicklein. Steht aber auch für «Kinder», jedenfalls im SLANG, was eine lässige bis böse Umgangssprache ist. Dass die Kids stolz darauf sind, solche zu sein, kümmert die Erwachsenen wenig. Oder dann das HANDY: Ich verabscheue diese Dinge abgrundtief, aber soll man sie deswegen «Drahtloshandtragbarefernsehernmöglichkeitsgeräte» nennen?

Zugegeben: Wie bei jeder neuen Welle gibt es auch hier schamlose Plöffer und Übertreiber. Es tönt halt schon viel

besser, MESSAGE zu sagen, statt «Nachricht». Oder CHALLENGE, statt «Herausforderung». Aber: Moment einmal. Warum bloss kriecht beim Wort «Herausforderung» trotzdem eine heimliche Wut in mir hoch? Warum wehrt sich mein Hirn so gegen die Sätze: «Ich bin zeitlich gefordert» – «Das fordert mich qualitativ» – «Ich betrachte das als Herausforderung»? Richtig: Weil ich früher ganz einfach sagen durfte: Ich bin GESTRESST. Aber das ist erstens zu englisch und zweitens zu negativ – eh – verunglimpfend für die heutige «differenziert-psychologisch-positive» Grundmeinung, die man zu haben hat. Verboten ist folglich auch das klare Wort FRUST. Heute und hier heisst das: Die Lage ist ideal. (Lies: Sie kann nur noch besser werden.) Also verstecke sich, wer kann. Wer das nicht schafft, drehe wenigstens seine Aussagen so lange durch den modernen Sprach-Kakao, bis keiner mehr merkt, dass hier jemand ganz einfach unsicher ist. Sorry – eh – äxgüsee, aber so ist es doch. Und so gesehen kommt es gar nicht darauf an, hinter welchen Sprach-Ungetümen man sich versteckt, Hauptsache, keiner checkt's – eh – merkt's.

«Fremd-Wörter» können so wunderschön gescheit klingen, dass Gegner und Partner vor Ehrfurcht erblassen. Und Bahnhof verstehen. Ich zitiere einen mir leider unbekanntem Urheber: «Die morphologischen Dimensionen eines subterraren Agrarprodukts stehen in reziproken Valoren zur intellektuellen Kapazität ihres Produzenten.» Finden Sie das ungerecht? Ist es nicht. Damit Sie ob dem Hirnen keine grauen Haare kriegen: Früher hiess obiges: «Die dümmschte

Buure hei die gröschte Hårdöpfel», aber das ist heute vermutlich nicht mehr «politisch korrekt». Die umgehbaren Fremdwörter übrigens auch nicht, menschlich gesehen. Aber: Wenn das Gäßigste ein kurzes englisches Wort ist – warum nicht? Der Slogan – eh – die Losung: «Take it easy» ist doch ein Hit – eh – eh eheh, item, ist doch Spitze, oder?

Gewisse Wörter lassen sich überhaupt nicht übersetzen. Nicht nur die fremden oder amerikanischen. Nein, auch ganz gutbürgerliche. Wenn Christoph nach Hause kommt, ruft er z.B. nicht: «Hallo, lieber Schatz, da bin ich wieder und ich hoffe, dich in bestem Zustande anzutreffen», sondern: «Guggu!» – was dasselbe heisst.

In der Bude – eh – an meinem Arbeitsplatz machen wir uns längst einen Spass aus Fremdwörtern: Unioso erklären wir, dass söttige nicht unser Rechaud sind und wir deshalb die Frequenzen ziehen müssen. Mit dem Geschwafel schampogniert man eh' keinem mehr. Wir sind also daran, deren Gebrauch zu kontinentieren – schliesslich gibt es genug von jenen, die an der Unität stieren.

Das für uns BernerInnen (political correctness...) tristeste – eh – traurigste Wort ist wohl JOGGEN. Ich beobachte häufig morgens eine Dame dabei, wie sie sich auf die Socken macht. Noch halb im Schlaf lehne ich dann an der Säule der Bus-Wartestelle, lasse mein Gehirn wüten (BRAINSTORMING) und frage mich, was wir Berner mit dem Wort «joggen» am Hute haben. So was Deppertes! «Ich renne.» Eine Möglichkeit. Die einzig vernünftige Reaktion darauf ist: «Wo gibt's was gratis?» – «Ich gehe herumrennen.» (Was will die sich jetzt im Ausverkauf unbedingt rote Wildlederhandschuhe zum halben Preis ergattern?) – «Ich

möchte laufen gehen.» (Läufig sind die Hunde, du bleibst hier.) «I ga ga springe» (Ja, scho chly gaga, du Springinsfeld.) – «De go ni haut go seckle.» (Wenn hier vorne dran kein dicker schwarzer Balken ist, habe ich Glück gehabt, normalerweise gilt auch diese Übersetzung nicht.) Fazit – eh – Schlussfolgerung: Für JOGGEN gibt es ganz einfach kein vernünftiges (bern-) deutsches Wort. Das sind wieder (typisch!) die Amerikaner, die neidisch auf unsere sprichwörtliche Gemütlichkeit sind und uns FITNESS – äh – Schwungheit predigen wollen.

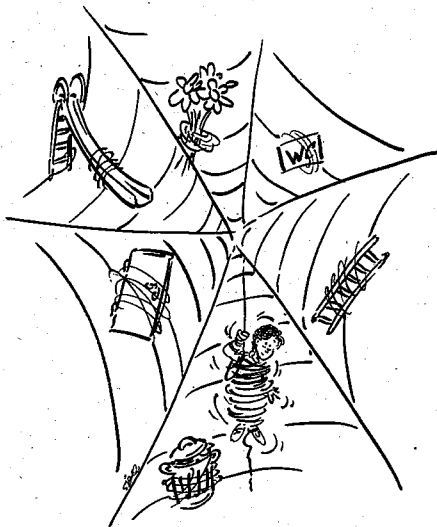
Vielleicht haben die besorgten Mütter doch recht?



Das «Vernetzte Denken» und die Wahrheit

“Waaass??? Sie denken noch nicht vernetzt? Ja, sind Sie denn überhaupt nicht auf dem laufenden – oder einfach noch keinem entsprechenden Rufer in der Wüste auf den Leim gekrochen? Verkehren Sie aus Protest, Naivität oder purer Stupidität nicht mit Managern der neuen Art? Hoffentlich ist Ihnen dann zumindest bewusst, dass Sie alles falsch machen. So wie ich. Wenigstens bis zu jenem Moment, als mir ein begnadeter Mensch das «Vernetzte Denken» nahe brachte – oder zu bringen versuchte...”

Nein, nein, jetzt nicht überblättern, das gilt nicht. Schliesslich konnte ich, als ich so einem gelehrten Kultur- und Kommunikations-Menschen gegenüber sass, auch nicht einfach die Flucht ergreifen.



Erstens war das Halbeli noch nicht leer, zweitens fühlte ich mich gewissermassen verpflichtet, auch so einem einmal zuzuhören. Dieser versuchte also, mir den Zauber beizubringen. Leider geriet schon die Einleitung zu einem Desaster. Seine Firma hatte ihm einen «2x2-Kurs» (zweitägig; zweitausendfränkig) ermöglicht, um ihn in dieses Geheimnis einzuführen. Er hatte alles bestens kapiert und war total Fan davon. Jedenfalls gab er danach, plöff, plöff, den ganzen Grundgedanken innert zwanzig Minuten an seine zwei Kinder weiter. Mit grösstem Erfolg. Genial, dachte ich. Ein Kursanbieter, der ein Kinderspiel für Fr. 2000.– an die Firma bringt, der versteht was vom Business. Sagen tat ich aber nur: «Merksch öppis?» – «leu, i ha zwöi sehr gschydi Chind.»

Trotzdem interessierte mich das Vorgehen brennend. Ausserdem wollte ich nicht hinter zwei knapp eingeschulten Kindern zurückstehen. Diese konnten sich inzwischen einen Einkaufszettel papier- und problemlos in Erinnerung rufen. Ich liess den Erleuchteten also erklären:

«Am besten beginnst du deinen Arbeitsweg in Gedanken und setzt bei jedem markanten Punkt ein Merk-Zeichen. Stell dir vor, du müsstest z.B. die Einweihungsrede eines grösseren Geschäftes halten. Du verknüpfst jetzt während der Rede alle Eckpfeiler, die du von deinem Weg her intus hast: Als erstes schliesst du die Tür auf und trittst in den neuen Morgen hinaus. Beschreibe in deiner Rede, was Neues auf die Leute zukommt. Du verlässt das Haus durch

den Garten. Jetzt kannst du der Zuhörerschaft erklären, wie der Weg zur heutigen Eröffnung aussah. Als drittem Anhaltspunkt begegnest du sicher einem Abfalleimer, hier erwähnst du kurz...» – «Nein, hat es da nicht», musste ich unterbrechen, «keinen Garten, keinen Abfalleimer. Aber da kommen die Wildrebenblätter, die herunterfallen und von denen ich immer eines aufhebe und mitnehme.»

«Warum?» Der Dozent war irritiert. Wie kann man sich nach Weinblättern bücken? «Weil die mich an irgend etwas erinnern, das Glück bringt», versuchte ich mich zu verteidigen, aber der Netzdenker hatte offensichtlich bereits wieder eine Anknüpfung gefunden. Die sind geschult, glauben Sie mir. Ohne meinen Einwand weiter zu verfolgen, ging er seinen Weg: «Als nächstes möchtest du dem Volk das neue Werk präsentieren. Der Punkt, der dich daran erinnert, ist das Schaufenster, an dem du jetzt vorbeikommst.» – «Nö, an einem Pissoir, spielt das eine Rolle?» fragte ich, wahrheitsgetreu. Zu beschönigen gab es nichts. «Also gut, dann merkst du dir halt das Pissoir und machst in deiner Rede nun die Präsentation.» Möglichst ohne Nebengeräusche und -gerüche, dachte ich gerade noch, da stieg mein Vis-à-vis schon treppauf: «Dank den drei Stufen, die jetzt kommen, fallen dir sofort die drei wesentlichen Verbesserungen und die drei neuen Leiter des Betriebes ein. Du betrittst das höhere Plateau und zeigst die Welt, die da wartet.» Ich, geistig wie befohlen auf dem Arbeitsweg, dachte: Und das morgens um halb sieben!, sagte aber nur: «Ich habe keine Stufen und der Bus wartet nicht.» Das 2x2-Genie raufte sich die Haare und rang um Fassung: «Aber dann kommt die Rutschbahn! Wenn da ein Kind drauf sitzt, dann sieht das aus wie eine Sieben, und...» – «Äuä de scho, rutscht morgens

vor sieben...» – ich bekam auch langsam Schwung und prompt ein Kompliment: «Endlich hast du was begriffen: sieben ist wichtig, s i e b e n. Wie du dir das merkst, ist völlig egal.» Während die Welt morgens um sieben noch in Ordnung sein mag, kam ich mir langsam aber sicher total verrückt – äh – verschaukelt vor. Was wollte der, mit seinen Ghüderkübeln, Stufen und Kinderspielen? Ich hielt das alles für Quatsch und tat das kund.

«Sorry, das ist zu hoch für dich, aber meine Kinder haben den Einkaufszettel mit zwanzig (20!) Sachen innert einer halben Stunde auswendig gelernt, mit dieser Methode, ehrlich!» In einer halben Stunde habe ich MIT Einkaufszettel auch gepostet, und überhaupt konnte ich mir als Kind auch noch zwanzig Sachen merken. Ohne Netz und doppelten Boden. Ich bestellte ein weiteres Halbeli und fragte mich, wie die bisher nicht erwähnte Frau und Mutter wohl mit den drei «Indianerli-spielenden» Kindern (eines davon theoretisch erwachsen) zu Rank komme. Vielleicht hat sie sich in einem 0x0-Kurs auch so eine Art «Vernetztes Denken» angeeignet?

Apropos vernetztes Denken: Obiges Gespräch fand am Montag, 21. Oktober 1996, statt. Ich werde das Datum – Netz-sei-Dank – nie vergessen: Ich habe es an meinem Namenstag aufgehängt – äh – an meinen Namenstag angeknüpft.

Geschichten, die keine wurden

“Nicht aus jeder erlauschten oder erlebten Begebenheit ergibt sich eine Geschichte. Manchmal nicht einmal dann, wenn man dem Schicksal etwas nachzuhelfen versucht. Die folgenden Beispiele zeugen davon.”



Christoph: «Deine Idee, mit Jasskarten und -teppich ausgerüstet auf der Bellevue-Terrasse zu erscheinen und die

Reaktion der Gäste

und des Personals zu testen, ist entzückend. Ach, übrigens, wen nimmst du mit, wenn du mal NICHT mit mir rechnest?»

Niemanden. Also keine Jass-Story – oder doch? (s. S. 50)

Mutters einziges Statement zu meinen Schreibereien war: «Du sollst nicht so lange Sätze machen.» – Das elfte Gebot. Christoph badet's aus, weil ich erst später mit dem Schicksal zu hadern beginne: «Ich schreibe doch nicht für das Schlagzeilen-Blatt da, das sich dem Auffassungsvermögen seiner Leser anpassen muss, gopfl! So à la wer, was, wann, wo: Tochter drehte am Sonntag durch. Mit Dorfpfarrer ins Engadin geflüchtet. Würdich du das luschtig finge?» – «Nä-ä, dr Pfarrer isch ä Längwyler.»

Kein Pfarrer, kein Engadin, keine Geschichte...

Später hatte Christoph EMDwas bevorstehend. Ich, kurz vor dem Abschied für

längere Zeiten: «Ja, jaaa, ich weiss, dass das Militär nicht lustig ist. Bitte, bitte, schreib mir trotzdem alles auf, ich verfasse nämlich momentan Realsatiren.»

(Realsat. mangels Kooperat.bereitsch. auf Seit. ds Frds. abgesetzt.)



In unserer Stammbeiz: «Wieso sollte ich mir diese Chippendales ansehen gehen? Spinnet dir eigentlich, settige Seich!» (Christoph nickt befriedigt). «Äh, Moment, was ist das mit dem

Gekreische und so? Wann ist das? Könnte ich dann trotzdem mitkommen?» (Christoph ist perplex). «Mir sind die Jungs mit sämtlichem Zubehör ja so lang wie breit, aber die Stimmung wäre doch sicher echt toll, nicht?» (Christoph grinst verstehend: Aha, Realsatire). «Also, wann gehen wir?» Nix Story: Fr. 40'000.– Konventionalstrafe, dem Kursaal fehlte eine scheinets problemlose Bewilligung. Dass ich dafür einige Wochen später, am Strand von Honolulu, mein Tüechli fingerbreit neben drei der Traumjungs liegen hatte, ist weiter nicht von Bedeutung. Bei Sonne betrachtet und ihren Gesprächen lauschend; verging mir jeglicher Appetit. Nein, die Chippendales sind mir definitiv so lang wie breit.

Manchmal muss ich Christoph meiner Geschichten wegen trösten. Zum Beispiel mit einer in Windeseile erfundenen Definition: «Sorry, hier kommst du zu schlecht weg. Aber weisst du, Satiren, das sind so Geschichten, wo man das Wirkliche ein bisschen in die falsche Rich-

tung dreht und überspitzt erzählt.» Das Opfer: «Hoffentlich hast du irgendwo deinen Übertreibungs-Faktor – immer alles geteilt durch zwanzig plus eins – erwähnt!» Das Copyright für die «geteilt durch 20 plus 1 Formel» stammt übrigens etwa aus dem Jahre 1976 und von meinem Bruder Ueli. Ich übertrieb also schon damals. «U de si mer zwängz Kilometer düre buuchhöch Schnee gschuehnet» – Beispiel für Viertklässler. «Dä Wiehnachtsbaum het jo nume au haub Stung en Ascht» – Beispiel für Fortgeschrittene. Rechne! Inzwischen habe ich es dank einigen Mathe-Nachhilfestunden geschafft, bei jenen Zuhörern, die die Formel kennen und anwenden, den Faktor im voraus draufzuschlagen – wegen der erzählerischen Wirkung...

Eines Tages kam dann von aussen der Vorwurf, ich solle nicht so viele «Bo-Ausdrücke» verwenden. «Liebs Stöffeli, gib mir schnell einen anderen Ausdruck für MINI NÄRVE!» – «Wieso, DU sagst das doch immer, warum soll das nicht gut sein?» – «Weil das der Bo schon vor Jaaahren geschrieben hat, auch wenn der schrieb MINER Närke» – «He jo, si jo siner Närke – äh – sini!» – «Und mein berühmtes BINGO kann ich auch gleich vergessen – alles schon dagewesen, VERDAMMINONEMOU – u das ou no grad.» – «Du hesch zviu Bo gläse.» Aha!



Also liest «man» hält die ganz normale Berner Zeitung, z.B. am 9. November 1996. Schlagzeile: «Im Spital Jegenstorf muss der Chefarzt der Geburtenabtei-

lung über die Klinge springen. Weil es ihm nicht gelungen ist, der sinkenden Geburtenzahl entgegenzuwirken, hat ihm der Verwaltungsrat per Ende Okto-

bër 1997 gekündigt.» (100% echt!!) «Christoph, hesch du DAS gläse?» – «Ja, warum?» – «Müssen die das nur in Jegenstorf, oder muss meiner auch?» – «Wer? Was?», fragt Christoph eher gelangweilt als alarmiert. «Ja, eben, der Frauenarzt, für mehr Kinder sorgen!» – «He?», scheinbar liest er gerade die Ausland-Seite. «Meiner ist ja schon recht, aber eigentlich möchte ich gar keine Kinder, und ausserdem...» – «Kann ich jetzt vielleicht in Ruhe die Zeitung lesen?» – Männer!!!



Also wirklich, manchmal könnte man schon gewisse Leute ausstopfen und zum Mond schicken. Ich eliminiere unerwünschte Mitbürger und ebensolche –innen jeweils auf dem Papier. Nur können andere leider viel besser Krimis schreiben als ich. Im Büro: «Bitte alle Daumen drücken, ich habe an einem Krimi-Wettbewerb mitgemacht!» Lisi, gwundrig und praktisch veranlagt wie gäng: «Wieviele Tote, wo und wie?» Ich, ebenso knapp: «Zwei. Eine stürzt über eine Felswand, einer versinkt im Moor.» Kollege Hörler: «Hättisch gschyder es Hochmoor gmacht, de wär's i eim gange.»

Man lernt nie aus, und gewonnen habe ich natürlich nicht. Dabei war die Geschichte sehr authentisch. Aber vielleicht haben das die Juroren nicht gemerkt. Wenn DIE wüssten, welches Hochmoor ich im Moment zusammenbraue...

Mit bestem Dank und freudlichem Grinsen



“Bei der Ausübung meines Berufes gehen mir viele Dissertationen durch die Hände. Für die Nicht-Eingeweihten: Das sind jene Bücher, die angehende Dr. schreiben müssen, um eben den «Dokortitel» zu erhalten. Obwohl die Autoren und Autorinnen darin sicher fachliches Können beweisen, blicke ich jeweils als erstes ebenso wehmitleidig auf die Widmung. Meist zeugen diese von tiefer Dankbarkeit und noch tieferer Unbeholfenheit:”

Meinen Eltern, ohne deren finanzielle Zuwendung diese Arbeit nicht zustande gekommen wäre. Oder:

Meiner lieben Frau, die mich beim Verfassen in jeder Hinsicht unterstützte.

«Niedlich hingehaucht», nennt Joseph von Westphalen derartiges. Mein Tag ist gerettet, wenn ich zwischendurch auf eine spezielle Widmung stosse:

- Für Gabriel, in der Hoffnung, dass dieses Buch noch erhältlich sein wird, wenn er alt genug ist, es zu benutzen.
- Für Marilyn. Möge sie einsehen, dass das Herauskommen (des Buches) die Tat rechtfertigte.
- Luigia Regina Charlotte Baucè, Robert Schindler, Martha Waltenspühl, Francesco Giuseppe Zorzi. Dafür, dass ihnen das vielleicht Schwierigste überhaupt gelang: anständige Menschen zu sein.

Bei all diesen Widmungen steigt immer der unvollfüllbare Wunsch in mir hoch, auch einmal eine Doktorarbeit schreiben zu können. Nur, damit ich diejenigen, denen ich etwas zu verdanken habe, ebenso erwähnen kann. Leider bin ich weit von dieser Möglichkeit entfernt. Weil ich aber beim Mithelfen an diesem «Epos» hier wirklich fast den Doktor gemacht habe, erlaube ich mir nun trotzdem eine Dankesrunde. Sie geht im allgemeinen an alle, die mir während der schwierigen Zeit nicht haareraufend den Rücken gekehrt haben.

Im speziellen sei an erster Stelle Thomas Bornhauser (Bo) erwähnt. Mit seiner allseits bekannten Unverfrorenheit hat er den Mut gehabt, mich zu diesem Projekt einzuladen. Mit allen Risiken und Nebenwirkungen. Die Zusammenarbeit war sehr FURCHTBAR, schrieb ich. FRUCHTBAR, korrigierte er mal wieder unbemerkt. Trotzdem: Merci, Bo, für Deine Waghalsigkeit.

Ebenso danke ich meinem Freund Christoph. Er stand und steht mir stets zur Seite. Zum Beispiel, indem er mich mit seinen Kochkünsten am Leben erhält und mir meine Rede-Orgien abhört. Als Mathemagier hat er beim Lesen der Entwürfe manche Wortschlacht gegen mich Phantastin gewonnen – zugunsten der Logik. Wenn Sie trotzdem irgendwo nicht nachkommen, dann hat sich die «künstlerische Freiheit» gegen ihn durchgesetzt.

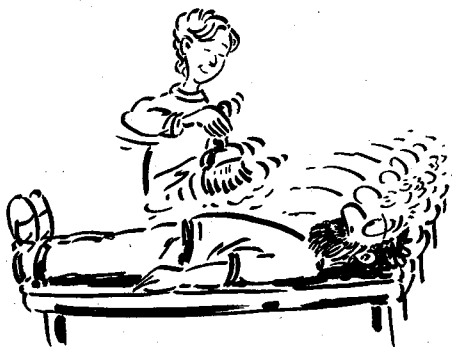
Die grösste Zuversicht und den grössten Durchhaltewillen beim Schreiben verdanke ich meiner Freundin Gaby und

meiner Cousine Bärble. Beide hatten schon vor mehr als zehn Jahren die Frechheit, mir zu sagen, dass ich dereinst mehr als nur Briefe an sie verfassen würde.

Im goldrichtigen Moment kamen auch die entscheidenden «Feedbacks» von Andreas und Matthias Rentsch. Das Halbeli darauf trinken wir noch zusammen, und wenn ihr eure vier Brüder mitnehmt, gibt's gleich zwei davon! Apropos Halbeli: Meine schönsten Pausen zwischen dem Schreiben verbringe ich jeweils mit Renate Streit – der einzigen, der ich meine Kapriolen auch nach elf Jahren noch ungeniert zumuten darf. Merci für Deine guten Nerven und so...!

Von wegen Nerven: Haben Sie die Geschichte «Schadenfreude ist die grösste Freude» gelesen? Diese ist eine grobfahrlässige Untertreibung. Wer Bo und sein Verhältnis zu Computern kennt, weiss, was ich meine. Ohne Peter Käsermann und ohne Christoph hätte ich gegen Bo einen computertechnischen Schiffbruch erster Güte erlitten. Beide haben mich und meinen Laptop heldenhaft gegen Bo's Streiche gewappnet. Allergrossmächtigsten Dank den zwei Rettern in der Not!

Ein «Danke-für-Euer-Verständnis» geht an Lisi, Freddy, Käsi, Nicole und Jöri vom Büro. Mit ihnen arbeite ich bei Tag. Manchmal habe ich schlechte Laune, weil ein Satz zu Hause auch bis spätabends nicht richtig zustande kam. Der Spott jeweils ist mir gewiss, aber bisher liessen sie mich wenigstens am Leben, diese Bäng-bängs! (Bäng-bängs sind Knalltüten, und der Ausdruck ist geschützt. Urheberin: Lisi. So, wie ich sie kenne, verzichte ich vorsichtigerweise auf das Einholen der «freundlichen Genehmigung».) Diesen fünf verdanke ich übrigens jede



DR. U. BEIM RAUCHPENSSELN

Menge ungewollter Anregungen. Ausserdem war es Praktiker Käsi, der mir den entscheidenden Tip gab, wie man 30 Flaschen Wein ohne Auto transportiert...

All die anderen treuen Seelen muss ich aus Platzgründen übergehen. Ich kann ihnen aber erleichtert sagen, dass sie nun den Grund für mein stetes «Sorry, keine Zeit» in den Händen halten.

Vom Lektorat (Erwin Brand und Ruth Flückiger) sage ich lieber noch nichts: DEN Kampf habe ich im jetzigen Moment noch vor mir. Aber so, wie ich die beiden kenne, werden sie notfalls beide Augen zudrücken: Danke – für alle meine UNGEWOLLTEN Fehler, die Ihr wegputztet – äh –.

Last but not least muss ich gestehen, dass ich «intern» öppe mal zu Protokoll gab: Das beste an meinen Stories, das sind die Illustrationen. Beat: Du bist grandios. Nein, keine Schleichwerbung für Sigel Werbung (Postfach 35, 3312 Frau-brunnen) gar nicht, der ist einfach der Beste.

Also, «niedlich hingehaucht»: Merci allen, die ob solchen Geschichten schmunzeln können und uns dies auch sagen.

«Inhaltsverzeichnis»

Wer schreitet so spät durch Nacht und Wind?	2
Eidütig: Dr Yeti redt u fluechet Bärndütsch	4
My name is Bond. James Bond.	6
«Herr Professor Römer, ans Telefon bitte.»	8
Zahnspängenhalt in 8½ Sekunden	10
Harry und Hasler gemeinsam auf Ibiza	12
Schadenfreude ist die grösste Freude	14
111... 111... 111... 111... 111...	16
Drei Männer im Lift	18
Kennen Sie Tania Technik?	20
To Betty or not to Bossi	22
Zurück zur Natur? Klar, aber bitte nicht zu Fuss...	24
Eine Fahrt ins Blaue. Nach Colmar. Für 22 Franken.	26
«Stellen Sie jetzt Ihre Hörapparate ganz gut ein!» (1)	28
Nur noch einmal schlafen...	30
«Stellen Sie jetzt Ihre Hörapparate ganz gut ein!» (2)	32
Metzgermeister Mäder, oder: Wie alles begann	34
Männer, Frachtgut und andere Bürden	36
Erogene Zonen, Dinosaurier und Fertigsuppen	38
Die lieben Kleinen – der anderen	40
Lisi und der neue Duden	42
Künstler-Diner mit Überraschungsgängen	44
Wahine Reinhard im Berner Bankendschungel	46
Liebe Frau Trudy Müller-Bosshard, jetzt...	48
Das totalogische Jass-Happening	50
Die un-endliche Suche nach einem Bürostuhl	53
Kids und andere Gefahren	56
Das «Vernetzte Denken» und die Wahrheit	58
Geschichten, die keine wurden	60
Mit bestem Dank und freundlichem Grinsen	62

In dieser Serie bereits erschienen:

«Churz vor em Ablösche»[®], 1992 (vergriffen)

«Churz nach em Ablösche»[®], 1993 (vergriffen)

«Sygseso»[®], 1994 (vergriffen)

«Mynetwäge»[®], 1995

«Henusode»[®], 1996 (vergriffen)

